Allgemeine deutsche Volks-Bibliot...

Ferdinand Schmidt

Allgemeine

Deutsche Volks-Bibliothek.

Vierter Jahrgang.

Dritter Band.

Ein höheres Gericht,

oder:

Die junge Griechin am Hofe Nero's.

Von

Ferdinand Schmidt.

Berlin, 1850.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften=Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Ein höheres Gericht,

oder:

Die junge Griechin am Hofe Nero's.

Eine Erzählung für das Volk und die Jugend

von

Ferdinand Schmidt.

Berlin, 1850.
Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Ein höheres Gericht,

oder:

Die junge Griechin am Hofe Nero's.

Eine Erzählung für das Volk und die Jugend

von

Ferdinand Schmidt.

Erstes Kapitel.

Lucius Annäus Seneca *), der Lehrer Nero's.

Nicht weit von dem Palaste des Kaisers Nero in Rom befand sich ein einfaches, aber geschmackvoll gebautes Haus, auf das so mancher Vorüberwandelnde mit Ehrfurcht blickte, — es war das Haus des weisen Seneca, aus dessen Schriften die Menschheit jetzt noch Licht und Liebe schöpft.

Seneca war der Lehrer Nero's gewesen, aber nicht die Freude, die Saaten seiner Weisheit in seinem Schüler reifen zu sehen, ward ihm, er mußte es im Gegentheil erleben, daß sein ehemaliger Schüler, den jetzt die Kaiserkrone schmückte, immer tiefer hinabstieg in den Schmutz der Sünde, in den Abgrund des Verderbens. Aber Seneca sah sein Amt, dem Nero den Weg der Tugend zu zeigen, noch nicht als beendet an. Auch heut war er bei ihm, um ihn vor einer Unthat zu warnen.

Indeß warteten die Seinen, eine treue Gattin und zwei blühende Töchter, unter Furcht und Zittern auf

*) Geb. 2 Jahre n. Chr.

seine Rückkehr. Sie befanden sich in der mittleren Halle des Hauses, zu der ein schmaler Säulengang, Vestibulum genannt, führte. Diese Halle war in den römischen Häusern mit den Bildsäulen der Hausgötter geschmückt, und ward deshalb als ein besonderer heiliger Ort betrachtet. Mutter und Töchter flehten zu den Göttern des Hauses um Schutz und Beistand für den Hausherrn. Die Kleidung der Töchter bestand in einer weißen Tunica, und ihr ganzer Schmuck in einem dunkelrothen Gürtel und einer Rose im schwarzglänzenden Haar. Die Mutter trug ein dunkles Gewand.

Es war Abend. Das klare Licht der bronzenen Ampeln, die an den Wänden hingen, erhellte die schöne Halle. Nach einer kleinen Weile ging die Mutter in das Familienzimmer (tablinum), kam aber gleich darauf freudigen Angesichtes wieder zurück.

„Der Diener, den ich ausgesandt hatte," sprach sie, „ist mit der Nachricht zurückgekehrt, daß der Vater so eben die Pons senatorius *) überschritten hat und sogleich bei uns sein wird."

Da erheiterte sich auch das Gesicht der Töchter und alle Drei blickten nun in froher Erwartung nach dem dunklen Säulengange, der in die Halle führte.

Bald darauf kam der Vater, ein Mann nahe dem Greisenalter, aber noch rüstig an Körper und jugendlich an Seele und Herz, und begrüßte die Seinen.

---

*) Diese erste Brücke Roms liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern.

„Ihr habt um mich geweint, meine Lieben," sprach er, „ich aber traure um den Kaiser und um mein Vaterland, das solchen Tyrannen seinen Herrn nennen muß."

„Und dennoch," sprach die Gattin, indem sie Seneca nöthigte, sich auf einen Sessel niederzulassen, „und dennoch, o Theurer, wagst Du es, dem Kaiser allein entgegen zu treten!"

„Ist das meiner Gattin Stimme?" entgegnete Seneca in mildem, vorwurfsvollem Tone. „Soll auch ich schweigen? Soll dem Kaiser die letzte Möglichkeit genommen werden, die Stimme der Wahrheit zu hören? Alles beugt sich voll Menschenfurcht vor dem Tyrannen. Soll auch ich mich fürchten? Oder soll ich die Götter mehr fürchten als ihn?" — —

„Du hast mich bisher," fuhr Seneca nach einer Pause fort, „gestärkt auf dem Wege der Pflicht. Willst Du, meine Gattin, mich jetzt verlassen? Soll ich allein wandeln den schweren Weg, der — ich weiß es! — so viele Gefahren des Lebens in sich birgt?" —

„Theurer Gemahl," entgegnete die Gattin, „eben diese Gefahren drücken meine Seele tief darnieder!" —

„Was sagt Ihr, meine Töchter?" fuhr Seneca fort. „Soll ich ferne bleiben dem Manne, an dessen Händen schon das Blut Unzähliger klebt?"

Weinend sanken die Jungfrauen an die Brust des Vaters und schwiegen. —

„O Menschenfurcht," sprach Seneca mit wehmüthiger Stimme, „so bist Du also auch eingewandert in die Räume dieses Hauses, hast die Meinigen ergriffen und

willst durch diese mich ablenken von dem Wege, den mir das Schicksal vorgezeichnet hat!"

Und Seneca breitete seine Hände aus und sprach: „Ihr Götter meines Hauses, stärkt die schwachen Herzen dieser Frauen, denen mein Leben nicht Zeugniß genug ist, daß ich thue, was recht ist!" —

„O nein, nein, Theuerster," fiel schnell die Gattin ein, „fürchte nicht, daß wir meinen, Du thätest unrecht. Der Ursprung unserer Thränen ist nichts als die Angst, Dich, den Guten, zu verlieren."

„Ja so ist es, geliebter Vater!" riefen die Töchter. „Vergieb uns, wenn die Angst um Dich einen Augenblick unsere Gedanken verwirrte!"

Da erheiterte sich des Greises Antlitz, und mit einer Freudenthräne im Auge sprach er: „Ja, das sind die Meinen!" —

Und nach einer Pause fuhr er in wehmüthigem Tone fort: „Auch meine Seele zittert und zagt, gedenkt sie der möglichen Trennung von Euch. Aber über allem Leid der Erde stehet ein Gebot, dem ich mich beuge, und das heißt: Thue das Rechte und überlaß den Göttern dein Geschick. Sagt, Ihr Guten, soll ich in meinen alten Tagen dieses himmlische Gebot von mir thun und mit einer Regel der Weltklugheit mir einige flüchtige Stunden irdischen Glückes erkaufen? Oder wollet Ihr, wenn Ihr einst, früh oder spät, meine Urne erblicket, sagen können: Der, dessen Asche dort schlummert, wich nicht von dem Pfade des Rechtes bis an seinen Tod?" —

„Ja, ja, so sei es!" rief die Gattin und riefen die Jungfrauen und sie umarmten den Vater in seligen

Thränen, die das Auge des Menschen weint, wenn er sich in Demuth und in dem erhebenden Bewußtsein, daß er auf gutem Wege wandelt, der Fügung des Himmels ergiebt.

Seneca's Angesicht nahm einen erhabenen Ausdruck an, mit leuchtenden Augen blickte er zur Höhe. So war es immer, wenn ihn etwas bewegte, was dann als Lehre der Weisheit von seinen Lippen floß. Als ihn die Gattin so sah, nahm sie ihm zur Seite auf einem Sessel Platz, die Jungfrauen aber setzten sich zu seinen Füßen auf kleine Polster nieder, wie sie von den alten Römern oft gebraucht wurden.

„Es ist mir," sprach Seneca nach einer Pause, „heut mehr als je klar geworden, welches der größte Freund und welches der größte Feind der Menschheit ist. Der größte Freund heißt die Liebe. Der Mensch, welcher liebt, gleicht der Sonne, die Licht und Wärme um sich her verbreitet. Je mehr er liebt, je weiter geht seine Wirksamkeit, nur seine Sehnsucht, wohlzuthun, reicht noch weiter. Der Feind der Menschheit heißt die Selbstsucht. Der Selbstsüchtige hat nur sich, sein Selbst im Auge, dem er alle Freuden der Welt zuzuwenden sucht. Die Liebe leidet lieber, wenn sie nur wohlthun kann; die Selbstsucht schafft überall Leiden, um allein wohlzuleben. Und doch bezieht sich das Wohlleben, das sie erstrebt, nur auf diese Erde, ja oft bringt sie hier schon dem, der sich ihr ergeben, ihre bitteren Früchte. Auch dem Nero wird sie ihre Täuschungen bringen und einst in der Gestalt der Verzweiflung über ihn herfallen und ihn zermalmen.

„Welch' eine Veränderung ist in ihm vorgegangen! Als Jüngling glühete er für alles Gute; sein Herz glich der jungen Morgensonne am Frühlingshimmel. Als er, Kaiser geworden, das erste Todesurtheil unterschreiben sollte, stürzten Thränen aus seinen Augen, er warf den Griffel von sich, er sprach es laut aus, daß er es verwünschte, jemals schreiben gelernt zu haben. Und jetzt? — Der Tod ist sein vertrautester Diener geworden, dem er täglich Opfer überantwortet. Der letzte Funke der Liebe ist aus seiner Brust gewichen; Selbstsucht allein lebt in der Wohnung der Götter.

„Wie ist aber diese Veränderung in ihm vor sich gegangen? — O meine Lieben, ein jeder Mensch ist der Verführung ausgesetzt, Niemand aber mehr als die Fürsten. Wohl strahlen die Kronen vom Glanze der Diamanten, wohl glänzt der Thron golden, aber gerade dieser irdische Glanz lockt die Lüste der Welt in die Nähe der Fürsten, und den Fürsten, der ihrer stets andringenden Macht siegreich widersteht, den soll man hoch preisen für alle Zeiten, denn er hat bewährt ein tapferes Herz, einen festen Geist, der unbezwinglich ist. Nero sank bald nach seinem Regierungsantritte den Lüsten in die Arme, die ihm die Unschuld seines Herzens raubten. Dann umwand die Schmeichelei seinen Thron, die Schlange mit dem schönen Angesichte, die mit den Augen lächelt, deren süßer Athem aber betäubendes Gift ist. Die Heuchelei nahete sich ihm ebenfalls in seinen Höflingen, die Heuchelei, die zu allen Thaten des Fürsten beifällig lächelt und Ja sagt, damit der Fürst auch für ihre Wünsche kein Nein aussprechen möge. Niedere Schmeichler haben den Kaiser mit ihren Netzen jetzt so umstrickt, seinen Hoch-

muth so gewaltig genährt, daß er für alles Gute unempfänglich geworden ist, daß er nicht mehr vermag, die Wahrheit zu erkennen. Die Machtfülle, die an seiner Krone haftet und die ihm das Geschick gegeben hat, um sie zum Segen des Vaterlandes walten zu lassen, ist für dasselbe zu einem Fluche geworden, von dem noch die spätesten Zeiten mit Schaudern sprechen werden. Nie hat es einen Fürsten gegeben, der so tief als er durch Hochmuth und Lüge in Tyrannei versunken war. Jetzt beginnt er auf's Neue grausame Verfolgungen gegen die Christen, die gewiß sehr zu beklagen sind, da diese Menschen eine Religion haben, die für das Wohl der Menschheit nicht nachtheilig zu sein scheint. Ich schließe das daraus, daß ihr Stifter, der in Palästina gekreuzigt worden ist, in freiwilliger Armuth gelebt und allen Glanz und Ruhm der Welt, der ihm geboten ward, verschmäht hat. Auch sollen seine Nachfolger, wie man hört, in dieser Weise leben, woraus offenbar hervorgeht, daß es ihnen mehr darum zu thun ist, Andre als sich selbst glücklich zu machen, was eben das Bestreben der Liebe ist. Ich habe mir vorgenommen, mich nach dieser Religionssecte genauer zu erkundigen" — — — — — *).

Da hörte man plötzlich Männertritte in dem Vestibulum.

Seneca's Gattin erhob sich mit ängstlicher Geberde, nahm eine Ampel und leuchtete in den Säulengang hinein. Der flackernde Lichtschein fiel auf blanke Schwerter und Rüstungen römischer Soldaten. Die bronzene Am-

*) Schade, daß der edle Seneca verhindert ward, diesen Vorsatz auszuführen.

pel entsank ihrer Hand und fiel klirrend auf die Quadersteine des Bodens. Die Jungfrauen schrieen auf und hingen sich an den Vater, der sich vom Sessel erhoben hatte und dem eintretenden Hauptmann mit Ruhe entgegen sah. Es war ein schönes Bild, den edlen Greis in der Mitte seiner schönen Töchter zu sehen, die sich ahnungsvoll an ihn schmiegten. So schmiegt sich der Epheu im Sturme an die Eiche, obwohl ein schwarzes Gewölk den Himmel bedeckt und der Blitzstrahl sie zu zerschmettern droht.

Die Söldlinge waren im Säulengange zurückgeblieben, der Hauptmann aber stand jetzt in der Mitte der Halle und blickte mit sichtbarer Theilnahme auf die schöne Gruppe. Daher mochte es auch kommen, daß er einen Augenblick mit der Antwort zögerte, als ihn Seneca nach seinem Begehren gefragt hatte.

„Oder hast Du Deinen Auftrag mir allein auszurichten?" fragte Seneca weiter.

Sichtlich erleichtert bejahete dies der Hauptmann.

„So verlaßt mich!" sprach Seneca freundlich zu den Seinen.

Aber die Töchter und die Mutter weinten laut und riefen: „Wir lassen Dich nicht, denn man will Dich mitnehmen!" Und sie fielen dem Hauptmann zu Füßen und fleheten zu ihm: „O Du willst ihn zum Tode führen. Habe Erbarmen und nimm auch uns mit hinweg!"

Da sprach der Hauptmann mit gepreßter Stimme:

„Ihr Frauen, verlasset diese Halle, denn ich darf keinen Augenblick länger zögern, den Auftrag meines Kaisers auszurichten."

Die Worte des Hauptmanns waren keineswegs beruhigend für die Frauen, ihre Angst stieg vielmehr durch dieselben, und ihre Schmerzensäußerungen wurden noch lauter. Indeß begaben sie sich auf die ernste Mahnung des Hausherrn in ihr Gemach, und Seneca wandte sich hierauf mit gefaßter Seele zum Hauptmann zurück, um den Befehl des Kaisers zu vernehmen.

Zweites Kapitel.

Nero; der Schmeichler Narcissus; die Tigerin Phöbe, und der Mohr Libycus.

In der Zeit, in der dies geschah, befand sich Nero in seinem Palaste (Atrium Neronis), der von ihm erbaut worden war, und von dem uns Suetonius eine ausführliche Beschreibung hinterlassen hat. Um dem Leser eine Vorstellung von der Größe und der Pracht des Palastes zu geben, wird schon Einiges über die Vorhalle genügen. Diese war von drei Säulenreihen umgeben, durch die drei Vorhöfe gebildet wurden, deren erster tausend Schritt lang war. Vor der Halle stand ein Riesenbild, welches Nero als Gott darstellte. Obgleich dasselbe einhundert und zwanzig Fuß hoch war, ward es doch noch von den Säulenreihen überragt. Die Vorhalle glänzte von Bronze, Elfenbein und Gold. Ihr an Größe und Pracht entsprechend war der ganze Palast ausgeführt. Herrliche Gärten umgaben ihn, und die Gebäude, die zu ihm gehörten, glichen in ihrer Zahl und Ausdehnung einer Stadt. Im Palaste herrschte eine kaum zu schildernde Pracht. Der Fußboden der Zimmer und Säle glänzte von Marmor oder kostbarem Mosaik, Wände und Decken schmückten die

herrlichsten Bilder, Gold und Edelsteine hatte man verschwenderisch zu Verzierungen benutzt, und tausend Gegenstände des Bedürfnisses und des Luxus waren von den kostbarsten Stoffen angefertigt, ja selbst das Dach des Palastes trug eine Bekleidung von Goldblech.

In dem Gemach, das Nero gewöhnlich bewohnte, herrschte nicht minder Pracht. Der Fußboden war mit kostbarem Mosaik ausgelegt, und an der Decke prangten die schönsten Schnitzwerke und Malereien. Die Wände waren mit herrlichen Gemälden geschmückt, in den Ecken des Gemaches aber befanden sich Statuen der größten Meister des Alterthums. Myrrhinische Vasen, die auf den marmornen Fensterplatten standen, enthielten Gewächse des Auslandes.

Es war Abend, daher das Zimmer erleuchtet von einer großen Zahl goldener Ampeln. Ein köstlicher Wohlgeruch, gleich dem Duft der Veilchen und Rosen, erfüllte das Gemach.

Und dennoch schien von all' diesen Herrlichkeiten Nero, der auf einem thronartigen Sessel saß, nichts zu empfinden. Er war allein im Gemach. Starr blickte er auf ein großes Gemälde, das fast eine ganze Wand des Gemaches bedeckte. Es stellte den Brand Roms dar, den Nero selbst bewirkt, darauf aber den Christen zugeschoben hatte.

Die Geschichte bezeichnet **Horti Maecenatis** in Rom als den Ort, von welchem aus der Tyrann den Brand der Stadt, den er einige Jahre früher veranlaßt hatte, angesehen habe. Verkleidete Männer gingen während des Brandes durch die Straßen, und verhinderten das Löschen. Neun Tage lang wüthete das Feuer, legte mehr als die Hälfte der Stadt in Asche, und beraubte

viele Tausende ihres Eigenthums. Und weshalb hatte der Tyrann diese schauerliche Unthat verübt? — Um sich eine Vorstellung des Brandes von Troja zu machen! —

Treu der Wirklichkeit war das Gemälde, von dem nun eben die Rede ist, ausgeführt. Ein Flammenmeer stieg zum Himmel empor, hier und da erblickte man zwischen den glühenden Feuerströmen noch verschonte Gebäude. Auf mannigfache Weise war in den verschiedenen Gruppen des in heller Beleuchtung ausgeführten Vordergrundes das Entsetzen dargestellt, das die schaudervolle That bei den Bewohnern Roms hervorgerufen hatte.

Weshalb mochte wohl Nero so starr auf dieses Bild blicken? — War eine jener düstern, stillen Stunden über ihn gekommen, die mit eherner Hand an die Seele klopft, um Rechenschaft für die Vergangenheit zu fordern, und vor der auch der verstockteste Sünder erbleicht? —

Nein, es war nicht so. Die Stunden der Verzweiflung waren noch fern!

Vor ihm stand ein Marmortisch. Auf demselben lag ein langer Streifen Papyrus und ein Griffel. Nero ergriff von Zeit zu Zeit den Griffel und schrieb Verse nieder.

Nach einer Weile zog Nero eine goldene Kette, die dicht hinter ihm an der Wand herabhing. Sogleich rauschte ein blauer Vorhang, auf dem große Goldblumen gestickt waren, ein Diener trat einen Schritt hervor und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen.

„Ist der Hauptmann schon von Seneca zurück?“ fragte Nero.

„Nein, Gebieter.“

„Sobald er zurückkehrt, führe ihn zu mir!“

Auf ein Zeichen, das Nero mit der Hand gab, verschwand der Diener.

Nero blickte wieder auf die Verse, veränderte einige Ausdrücke, und las sie darauf mit sichtbarem Wohlgefallen vor sich hin.

Darauf stützte er seine Stirn auf die Hand, und schien auf einen neuen Stoff zu einem Gedichte zu sinnen.

Nero war von Angesicht nicht häßlich, aber der Mund und die Augen trugen die Spuren seines niedern, lasterhaften, grausamen Lebens.

Wieder bewegte sich der goldgestickte Vorhang, und herein trat, nein, wand sich, einer Schlange gleich, Narcissus, den Nero zu seinem Vertrauten erhoben hatte.

Narcissus war das Gegentheil von Seneca. Der edle Seneca hatte in Nero gleichsam die Stimme des Gewissens werden und ihn wieder zum Guten führen wollen; Narcissus verstand die Kunst, jede Unthat des Kaisers mit der Glorie des Rechtes zu umgeben. So war Seneca gleichsam die gute Stimme, die der Seele die Schmerzen der Reue bringt, um sie zur Genesung, zur Besserung zu führen; Narcissus hingegen die lügnerische Schmeichelstimme der Sünde, die den Menschen von Stunde zu Stunde dem Verderben näher führt.

Beide, Seneca und Narcissus, hatten in letzterer Zeit mit aller Macht darnach gestrebt, den Kaiser zu gewinnen, freilich aus ganz verschiedenen Gründen. Seneca wollte des Kaisers Seele und des Volkes Glück, das immer mehr gefährdet war, retten. Narcissus kümmerte sich weder um des Kaisers Seelenheil, noch um des Volkes Glück. Sein Glück allein war das Ziel seines Strebens. In Seneca

und Narcissus standen Wahrheit und Lüge, Tugend und Laster vor dem Throne Nero's.

Das Laster erbebte, wenn es bedachte, daß die Tugend siegen könne. Darum hatte Narcissus den Entschluß gefaßt, den Seneca zu verderben. Als Seneca sich heut vom Kaiser hinwegbegeben hatte, war Narcissus sogleich im kaiserlichen Gemach erschienen, und eine kurze Zeit darauf hatte man einen Hauptmann der Palastwache mit besonderen Befehlen zu Seneca gesandt. —

Narcissus, der unangemeldet vor dem Kaiser erscheinen durfte, war jetzt gekommen, um den Ausgang der Sache zu erfahren.

„Tritt näher," sprach Nero gnädig, als er Narcissus erblickte, „und laß dich auf einen Sessel nieder."

„Wieder Verse?" fragte Narcissus mit lächelnder Miene, und als es Nero bejahte, setzte er hinzu: „Wenn es nicht zu kühn von mir wäre, so möchte ich mir die Gnade erbitten, dieselben lesen zu dürfen."

„Ich habe," entgegnete Nero, „einige Senatoren und Kriegstribunen zur Abendtafel geladen. Ueber Tafel werde ich die Verse singen."

„Köstlich, köstlich!" rief Narcissus, und rieb sich die Hände. „Welch ein Göttergenuß wird uns heut zu Theil werden!"

„Es ist mir unerklärbar," sagte Nero, „wo der Hauptmann bleibt, den ich zu Seneca gesandt habe."

„Er wird sich wohl sträuben gegen Euer Gebot, o Herr!"

„Wehe ihm!" fuhr Nero auf, und sein Gesicht nahm einen entsetzlichen Ausdruck der Wildheit und Grausamkeit an.

Nach einer Pause sprach Narcissus: „Mein Kaiser, ich habe den Thierbändiger Libycus mitgebracht, und wage es, anzufragen, ob Ihr über die Tigerin etwas erfahren wollt!“

Da leuchteten Nero's Augen auf. „Ja,“ sprach er, „hole mir den wackern Mann!“

Nero hatte kurze Zeit vorher eine Sendung von 500 Panthern und Tigern aus Africa erhalten, die für die Vorstellungen im Circus bestimmt waren. Eine Tigerin überragte alle übrigen Thiere an Größe, Kraft und Grausamkeit. Sie hatte eines Tages, als eine Mengen Christen den wilden Thieren im Circus vorgeworfen worden waren, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen. Von diesem Augenblicke an war sie der Liebling Nero's geworden. Er übertrug einem der Männer, die sich mit der Zähmung wilder Thiere beschäftigten, und die man deshalb Mansuetarii nannte, die Abrichtung der Tigerin, der er den Namen Phöbe gab. Der Mann, den er wählte, hieß Libycus und war ein Africaner. Die Räume, in welchen die wilden Bestien gefüttert wurden, hießen Vivaria. Phöbe ward von dort entfernt und bekam zu ihrem Aufenthalte einen großen goldenen Käfig, den Nero in einem Garten innerhalb des Palastes hatte erbauen lassen.

Narcissus trat mit Libycus ins kaiserliche Zimmer.

Der Mohr Libycus, eine musculöse Gestalt, trug ein kurzes, dunkelrothes Gewand. An seinen bloßen Füßen und Armen sah man eiserne Ringe, die nach Außen mit scharfen Stacheln besetzt waren, in seinem Gürtel aber einen breiten, geschliffenen Dolch.

„Wozu trägst du den Dolch?“ fragte Nero heftig, indem er Libycus scharf ins Gesicht blickte.

„Herr,“ antwortete der Mohr erschrocken, „es ist dies so unser Gebrauch, um für den äußersten Nothfall ...“—

„Wehe Dir!“ rief Nero mit wüthender Stimme, „wo Du der Tigerin ein Haar krümmst! Der Tod von der Tigerin würde süß sein gegen den, der Dir dann zugedacht wäre!“

Narcissus trat einen Schritt vor, erhob seine Hände und sprach mit Salbung: „Bedenke Mensch, welch einen Frevel Du begingest, wenn Du den Liebling Deines Kaisers und Herrn verletztest!“

Libycus riß den Dolch aus dem Gürtel, setzte die scharfe Spitze auf seine entblößte Brust und sprach mit feuriger Geberde: „Eher will ich meine Brust durchstoßen, ehe ich dies thue. Doch meine Absicht war es anfangs, mich im Nothfalle gegen die Tigerin zu vertheidigen. Ich fühle jetzt, welch ein Verbrecher ich bin. Befiehl, o Herr, daß ich zur Strafe mich selbst tödte.“

Der kluge Mohr hatte wohl gesprochen. Der Zorn verschwand aus dem Angesichte Nero's; er winkte dem Libycus mit der Hand, worauf dieser den Dolch sinken ließ.

Darauf fragte er: „Wie lange denkst Du Deine Uebungen mit der Tigerin noch fortzusetzen?“

„Wenn der Mond wieder seine volle Scheibe zeigt,“ sprach Libycus mit Sicherheit, „dann wird Phöbe zahm sein wie ein Lamm, und nur furchtbar noch gegen Deine Feinde.“

Nero ergriff lächelnd einen Beutel Gold, und warf ihn dem Mohren mit den Worten zu: „Das war gut gesprochen, Libycus!“ —

Darauf gab er ein Zeichen mit der Hand, und Libycus verschwand hinter dem Vorhange.

Drittes Kapitel.

Die Höflinge. Der Hauptmann.

Nicht lange darauf saßen Nero, Narcissus, zwei Senatoren und zwei Kriegstribunen an der Abendtafel im kaiserlichen Gemach. Die kostbarsten Speisen standen in silbernen Geschirren auf der Tafel, und Sclaven reichten duftende Weine in goldenen Gefäßen umher. Als die Mahlzeit ein Weilchen gedauert hatte, ließ sich Nero von einem Sclaven die Zither reichen, indem er seinen Gästen einen neuen Gesang ankündigte. Sogleich wandten sich Alle von den Speisen und Getränken ab, blickten lauschend auf den kaiserlichen Sänger, und schon im Voraus konnte man aus ihren Mienen den Beifall für seinen Gesang lesen.

Nero's Dichtkunst bestand aus ganz gewöhnlichen Versen, die man, zumal da sie noch mit heiserer, widrig klingender Stimme gesungen wurden, von jedem andern mit Gleichgültigkeit, wenn nicht gar mit Widerwillen angehört hätte.

Hier war es etwas anderes. Der Kaiser sang, und die Höflinge waren seine Richter! — O wie sie lächelten, wie sie Beifall klatschten, wie sie entzückt thaten,

die schamlosen Creaturen der Tyrannei und des Hochmuthes!

„O warum hört diesen herrlichen Gesang nicht die ganze Stadt, nicht das ganze Land!“ rief Narcissus, erhob seine Hände, und blickte wie ein Verzückter empor.

„Ja,“ fiel einer der Senatoren ein, „ich flehe Dich an, mein Kaiser, gewähre dem Volke Rom's die Gnade, Dich, den es schon als den Herrn der Macht preist, auch noch als den Liebling der Musen kennen zu lernen!“

„Herr, Herr, erfülle unsere Bitte!“ baten Alle, und Narcissus setzte hinzu: „Dann würde die Liebe Deines Volkes, die jetzt schon so groß ist, eine unendliche werden!“

Nero entgegnete mit Hohnlachen: „Lieben braucht mich das Volk nicht, es soll mich nur fürchten! — Aber es ist möglich, daß eine heilige Furcht über dasselbe kommt, wenn es empfindet, daß ich in der Dichtung mit den Göttern verkehre. Aus diesem Grunde will ich Euren Wunsch erfüllen!“

Da thaten die Höflinge ganz außer sich vor Wonne und Glück, und sie suchten sich gegenseitig in Freudenäußerungen über den Entschluß des Kaisers zu übertreffen.

Jetzt führte ein Diener den Hauptmann in's Gemach, der bei Seneca gewesen war.

Nero drehte sich ihm schnell entgegen und fragte: „Ist mein Befehl ausgeführt?“

„Ja, mein Kaiser, er ist vollständig ausgeführt,“ antwortete der Hauptmann mit tiefer Stimme.

Narcissus Augen funkelten freudig, aber er hielt sich still.

„Erzähle den Hergang!“ befahl Nero.

„Ich ging mit den Kriegsknechten sogleich in's Haus des Seneca, der sich mit den Seinen in der mittleren Halle befand. Nachdem sein Weib und seine Töchter sich auf meinen Befehl entfernt hatten, sprach ich: Mein Herr und Kaiser läßt Dir Deinen Tod ankündigen. Seine Gnade aber ist so groß, daß er Dir die Wahl der Todesart gestattet."

„Was sagte darauf Seneca?" fragte Nero lebhaft. „Verschweige mir Nichts!"

„Ich werde Alles getreu berichten, mein Kaiser. Ich war darauf vorbereitet, sprach Seneca, und führte mich in ein Gemach, das seine Bibliothek enthielt, was ich aus der großen Menge der Papyrusrollen sah, die in den Wandschränken aufgehäuft lagen. Hier will ich sterben, sagte er, wo die Geister der Vorzeit mich so oft umgeben, wo sie mich gelehrt haben, wie nichtig und vergänglich alle irdische Macht und Herrlichkeit ist!"

„Sprach er nichts gegen mich?" fragte Nero.

„Ja, Herr," sagte der Hauptmann stotternd, „aber ich wage es nicht, das frevelhafte Wort auszusprechen."

„Ich befehle es Dir bei Deinem Leben!" befahl der Kaiser.

„O Herr," sprach der Hauptmann zögernd, „er nannte Dich einen — Blutmenschen." —

Eine dunkle Glut färbte das Gesicht Nero's.

„O über den Elenden, der es gewagt hat, meinen Herrn und Kaiser zu schmähen," rief Narcissus in heuchlerischer Verstellung. „Siehe, o erhabener Herr, da kam an's Tageslicht, was in seinem Herzen schon lange gelebt hat. Da siehest Du es, daß er kein treuer Unterthan war. Ein treuer Unterthan nimmt auch den Tod

als eine Gnade von seinem Herrn, der im Namen der Götter auf Erden regiert. O wie anders ist meine Seele! Freudig wollte ich mein Leben geben, wenn es mein Kaiser von mir verlangte. Wonne sollte mir dann der Tod sein, und mit meinem letzten Hauche würde ich seine Ehre und sein Lob verkünden."

„Ich kenne Deine Treue," sprach der Kaiser mit freundlichen Blicken. „Aber diese Treue verlange ich von einem Jeden. Wer sie nicht hat, der soll sterben, und sollte die Hälfte meines Volkes vom Schwerte getroffen werden."

So sprach der verblendete Kaiser, der Schmeichelei und Heuchelei für Treue nahm.

Auf den Befehl Nero's fuhr der Hauptmann in seiner Erzähluug fort: „Seneca setzte sich auf einen Sessel und öffnete sich die Pulsadern an Füßen und Händen. Sein Gesicht war ruhig, und er sprach von der Unsterblichkeit zu mir viel Schönes und Erhabenes. Da hörte ich plötzlich ein Geschrei auf dem Gange, und ehe ich noch zur Thür kommen konnte, stürzten die drei Frauen in's Gemach. Als sie den bleichen Vater auf dem Sessel, das frische Blut am Boden sahen, da erhoben sie ein herzzerreißendes Geschrei. Sie fielen vor ihm nieder, sie umarmten ihn; sie beschworen ihn, nicht von ihnen zu scheiden, da sie ohne ihn nicht leben könnten. So eindringlich er sie auch tröstete, der Schmerz war zu groß, da der Verlust für sie unersetzlich war. Und siehe, auch die Mutter ergriff das Messer und öffnete ihre Adern und auch die Töchter zerschnitten ihre Füße und Hände. Da verstummte ihr Schmerzgeschrei, sie lagen dem Vater zu Füßen, legten die erbleichenden Häupter auf seinen

Schooß, und schienen durch den Gedanken beseligt zu sein. Nicht Tod, nicht Leben soll uns scheiden! O es war ein Anblick, der tief ins Herz ....."

Der Hauptmann vermochte nicht weiter zu sprechen, Thränen rollten über seine braune Wange in den Bart hinein.

„Wie," rief Nero, „Du wagst es zu weinen, wenn Du mir die Ausführung eines Befehles erzählst?"

„Mein Herr und Kaiser!...."

„Schweig, Erbärmlicher!" rief Nero zornentbrannt. „Erst sollst Du mir noch eine Frage beantworten. Ist Seneca mit den Seinen jetzt todt?"

„Ja Herr. Die Frauen starben zuerst. Seneca, dessen Blut des Alters wegen nur langsam floß, starb eine halbe Stunde später."

„Genug davon!" rief Nero. Hierauf wandte er sich an einen der Kriegstribunen, die an der Tafel saßen, und sprach, auf den Hauptmann deutend: „Diese feige Memme, die bei Ausrichtung meiner Befehle noch Thränen vergießen kann, muß von Stund an von der Wache des Palastes entfernt und als gemeiner Kriegsknecht in eine ferne Legion gebracht werden."

Doch der Hauptmann erbleichte nicht. Zorn und Verachtung blitzte aus seinem Auge auf den Kaiser. Mit Würde und Kraft sprach er: „Seitdem ich habe Seneca und die Seinen sterben sehen, habe auch ich sterben gelernt. Blutmensch, Du wirst einst nicht so freudig sterben!" Mit nerviger Faust stach er sich hierauf sein kurzes Schwert mitten durch die Brust, fiel nieder und gab seinen Geist auf.

Nero knirschte mit den Zähnen, daß er nun keine

Gewalt mehr an ihm habe. Der Leichnam des Hauptmanns wurde hinweggetragen und die Mahlzeit fortgesetzt.

Welchen Eindruck machten denn nun all' diese Vorgänge auf Nero's Gemüth? — Dem Gerechten, sagt ein göttliches Wort, dienen alle Dinge zum Besten. Dem Worte entgegen kann man gewiß auch sagen: Dem Ungerechten dienen alle Dinge zum Verderben. Der gute Mensch wird erhoben durch Freude, geläutert und gestärkt durch Leid; der böse Mensch wird übermüthig und hochmüthig durch Freude, sündig und boshaft durch Leid. Für die Wahrheit ist er blind, Alles was geschieht, wendet die Bosheit seines Herzens immer wieder zu neuem Verderben für ihn an.

So ging es Nero auch, umsomehr, da die unlautern Gefühle seines Herzens durch die gottvergessene Schaar seine Höflinge genährt und befestigt wurde.

Er bedauerte nicht den Tod des edlen Seneca, er bedauerte vielmehr, daß er so schwach gewesen, ihm die Wahl der Todesart überlassen zu haben. Narcissus und die übrige Tischgenossenschaft bewiesen ihm aus den Reden des Hauptmanns, welch' ein gefährlicher Mensch Seneca gewesen sein müsse, da er ja in der letzten Stunde seines Lebens einen bis dahin treuen Soldaten des Kaisers verführt habe. Deshalb könne es nur als ein Segen betrachtet werden, daß Seneca mit seinem ganzen Geschlechte ausgerottet sei.

Bald herrschte wieder muntre Laune an der Tafel, und der Kaiser sang seinen Gästen die Lieder vor, die er dem Volke im Theater zum Besten zu geben gedachte.

Viertes Kapitel.

Nero geht nach Griechenland.

Es war seit jener Zeit länger als ein Jahr vergangen. Aus dem Vorhergehenden wird der Leser wohl die Ueberzeugung geschöpft haben, daß einem Charakter, wie dem des Nero Alles, auch das Schrecklichste möglich sein konnte. Aber, wird hierbei Mancher meinen, hat denn die Welt noch eine größere Schandthat, als die ist, seinen eigenen Lehrer zu tödten? Leider giebt es noch schrecklichere Unthaten, und Nero übte sie aus. Er ließ seine Mutter Agrippina, seine Gemahlin Octavia und seinen Stiefbruder Britannicus ermorden.

Genug davon! Verlangte man von dem Verfasser nichts, als die Erzählung solcher Unthaten, so würde er die Feder schon längst weggelegt und diese Schrift verbrannt haben. Ja, dann würde er wünschen, daß kein Buch der Welt den Namen des Tyrannen meldete, daß keine Feder sich dazu hergäbe, seine Geschichte zu schildern. Aber es handelt sich hier um etwas Höheres. Eine unsichtbare Hand reicht aus den Wolken herab; sie hält die Wage der Gerechtigkeit in der Hand. Gar Manchem, ob Hoch, ob Niedrig, wird hier schon nach

Verdienst Lohn oder Strafe zugewogen, und wo wir dies bemerken, da ist es heilsam, mit unserem Nachdenken zu verweilen.

Der Fortgang und das Ende der Geschichte Nero's wird diese Bemerkung rechtfertigen.

Der Schmeichler Narcissus war immer noch der Vertraute des Kaisers. Mehr aber noch als ihn liebte Nero die Tigerin Phöbe. Sie war gleichsam seine sichtbar gewordene Seele. Oft konnte man ihn jetzt auf seinem Throne und seine Tigerin an der Seite desselben liegen sehn. Sie schmiegte sich an ihn, und wenn er ihr glänzendes Haupt strich, so röchelte sie leise vor Wonne. Wehe dem, der nicht Gnade vor seinen Augen fand. Ein Wink von ihm, und das furchtbare Thier zerriß ihn in Stücke. Man kann sich den Schrecken vorstellen, den diejenigen empfanden, die seinen Thron umstanden. Aber gerade die Furcht seiner Untergebenen gefiel ihm, denn von Liebe wußte er nichts mehr.

Im Theater sang er öfter, denn so sehr er auch das Volk verachtete, so geizte er doch nach Beifall. Dieser ward ihm auch reichlich zu Theil, denn wehe dem, der ihm denselben nicht spendete! Häscher saßen verkleidet unter den Zuhöreru, und merkten sich diejenigen, die nicht Beifall klatschten. Die wurden dann als Neider des Kaisers, als treulose Unterthanen bestraft. Aber der Hochmuth, dieser „nimmersatte Geier" fand endlich im eigenen Lande nicht mehr Nahrung genug. Nero beschloß, eine Reise nach Griechenland zu machen, um sich dort auf den Olympischen Spielen mit Kränzen des Ruhmes schmücken zu lassen.

Er schiffte sich in Neapel ein. Narcissus und die Tigerin begleiteten ihn. Ein goldglänzendes Schiff, das mit Purpursegeln geschmückt war, trug ihn über das Meer. Man wünschte ihm den Tod in den Meeresfluthen. Das war der geheime Abschiedsgruß seines Volkes. — Eine große Zahl gefangener Christen hatte er mitgenommen, von denen er täglich einen der Tigerin vorwarf.

Fünftes Kapitel.

Der heilige Hain.

In Griechenland nahete sich die Zeit der Olympischen Spiele. Diese Spiele, die sich alle vier Jahre wiederholten und zu Ehren Jupiters gefeiert wurden, waren von Herkules eingesetzt und wurden nach einer langen Unterbrechung von dem weisen Gesetzgeber Lykurgus empfohlen und von Iphitus (Regent in der Landschaft Elis) zu neuem Glanze erhoben.

Das edle Volk der Griechen hing mit Begeisterung und Liebe an den Olympischen Spielen, denn auf ihnen zeigte sich die körperliche und geistige Kraft des Volkes in ihrer Glorie. Alle Völkerschaften Griechenlands sandten ihre Dichter und Helden zum Wettkampfe, und wünschten in glühender Begeisterung Sieg und Ruhm derselben.

Ein reges Leben erfüllte das ganze Volk, umsomehr, da Jedermann wußte, daß die Fest-Richter sich nur von der strengsten Gerechtigkeit leiten ließen.

Doch eine schwarze Wolke zog heran, das heilige Fest zu trüben, denn Nero nahete sich den Ufern des beglückten Landes! — In dem Bezirk, in welchem die

Spiele aufgeführt wurden, lag der heilige Hain, bestehend aus Platanen, Oel-, Feigen-, Palm- und Lorbeerbäumen. In den schattigen Gängen desselben standen unzählige Statuen, die zum Theil von den berühmtesten Meistern des Alterthums gebildet waren. Die Wipfel der duftenden Bäume, von denen die Nachtigallen in klaren Mondnächten ihre Lieder erschallen ließen, wurden an zwei Orten von Tempeln überragt, die Meisterwerke der Baukunst älterer Zeit waren — Jupiter's und Juno's Tempel standen hier.

Vor Jupiter's Tempel stand ein Grieche, ein Mann von etwa 50 Jahren, dessen sorgfältige Kleidung einen wohlhabenden Bürger errathen ließ. Ihm zur Seite befand sich eine Jungfrau von seltener Schönheit, die weit und breit unter dem Namen „die Liebliche"*) bekannt war. Sie trug ein weißes Gewand, und ihr schönes schwarzes Haar war mit einem Kranze von Blumen geschmückt. So angethan erschienen die griechischen Jungfrauen öfter im Tempel. Der Mann hieß Midias und die Jungfrau, seine Tochter, Acte.

Midias verweilte einen Augenblick, denn die Jungfrau hatte ihre schönen Augen andächtig zu der goldenen Victoria erhoben, die auf dem weißen marmornen Dache des Tempels stand. Der Vater wußte, daß die Tochter die Göttin Victoria um Sieg für ihre Brüder anflehte.

Darnach gingen beide die Tempelstufen hinauf und durch die erzene Thür, in der die kunstreichsten Bilder eingegraben waren, in das Heiligthum des Tempels. Die hohe Halle ward von drei Reihen Säulen getragen, die

---

*) Die Liebliche (Erato) nannte man eine der Musen.

aus Parischem Marmor gebildet waren. Vor allen Kunstwerken, die den Tempel schmückten, zeichnete sich die Statue Jupiter's aus. Jupiter's Bild war, obgleich auf einem Throne sitzend, dennoch so groß, daß es fast die Decke des Tempels erreichte. Gesicht, Hände und Füße waren von dem reinsten Elfenbein, alles andre von Gold gearbeitet.

Andächtig kniete Acte nieder und erhob demuthsvoll ihr Angesicht nach dem Gesichte des Bildes, dessen Züge von Macht, Weisheit und himmlischer Güte und Milde strahlten.

Wahrlich, Phidias, der unsterbliche Künstler, von dem dieses Kunstwerk herrührte, hatte in diesem Bilde die heiligen Eigenschaften des Schöpfers der Welt in erhabener Weise versinnlicht, und bereitete auf diese Art gewissermaßen die Menschheit auf eine höhere Auffassung Gottes, wie sie das Christenthum brachte, vor.

Nachdem Midias und Acte ihre Andacht vollendet hatten, verließen sie den Tempel. Von hieraus gingen sie durch schattige Laubengänge nach dem Tempel der Juno. In der Nähe dieses Tempels wurden zu gewissen Zeiten Spiele gefeiert, an denen aber nur Jungfrauen Theil nehmen konnten. Sechzehn Frauen des Landes, die sich durch ihre Tugend auszeichneten, bildeten das Schiedsgericht. Sie unterhielten zugleich zwei Musikchöre, die zu Ehren der Juno heilige Lobgesänge aufführten, und stickten den prachtvollen Schleier, der bei Festlichkeiten ausgebreitet ward. Das Spiel der Jungfrauen bestand im Wettlauf. Sobald das Zeichen gegeben ward, flogen sie dahin mit flatternden Haaren. Die Siegerin

erhielt einen Lorbeerkranz und ihr Bildniß ward in dem Tempel aufgestellt.

Acte hatte bei der letzten Feierlichkeit, bei welcher sie zum ersten Male als Theilnehmerin des Wettlaufes aufgetreten war, den Sieg errungen. Ihr Bild, von einem geschickten Künstler gearbeitet, schmückte bereits den Tempel, und dies hatte eben bewirkt, daß man weit und breit von ihr sprach.

Acte trat in den Tempel, um auch hier für ihre Brüder, die in wenigen Tagen an den Olympischen Spielen theilnehmen wollten, die Götter anzuflehen.

Einheimische und Fremde durchwogten bereits in buntem Gemisch den heiligen Hain. Midias erwartete vor dem Tempel die Tochter. Ein ihm befreundeter Bürger von Olympia trat an ihn heran und sprach: „Hast Du es schon erfahren, daß Nero aus Rom zu unsern heiligen Spielen hergekommen ist?“

„Nein,“ sprach Midias. „Doch woher weißt Du es?“

„Ich habe ihn selbst gesehen,“ sprach der Freund, „denn er hat in unserer Stadt einen Palast bezogen.“

„Hoffentlich,“ fragte Midias, „wird er als Zuschauer unserer Festlichkeit beiwohnen?“

„Das wolle Jupiter,“ entgegnete der Freund mit besonderer Betonung, „denn sollte er als Theilnehmer bei den Wettkämpfen auftreten, so ist bei seiner Macht und Tyrannei ein Unglück zu befürchten.“ Er wollte noch mehr sagen, aber da Midias seine schöne Tochter die Tempelstufen herabkommen sah, gab er ihm ein Zeichen zu schweigen. Darauf ging der Freund grüßend von dannen, und Midias lustwandelte mit der Tochter im Hain umher. Zwischen den belaubten Bäumen standen

unzählige Bildsäulen, Siegeszeichen und Triumphwagen in Marmor oder in Erz. Theils waren Götter dargestellt, theils Sieger, die auf den Olympischen Spielen den Preis gewonnen hatten. Die Bildsäulen der Sieger waren in dem Laufe der Jahrhunderte zu einer so großen Zahl herangewachsen, und von jeder lebte im Munde des Volkes die Geschichte dessen, dem zu Ehren sie gesetzt worden war. Auf diese Art wurde von den ruhmwürdigen Eigenschaften Einzelner noch nach langen Zeiten gesprochen, und dies war für das Streben der gerade Lebenden von unendlicher Bedeutung.

Vor einer Bildsäule standen eine große Menge Menschen. Drei Personen, ein Greis und zwei Jünglinge, waren in weißem Marmor dargestellt. Die Jünglinge trugen den Greis auf ihren Schultern und schaueten zu ihm empor. Sein Haupt war mit Kränzen geschmückt.

Midias und seine Tochter verweilten ein Wenig bei dieser Gruppe. „Sehet," sprach ein Mann, der die Bildsäule den Umstehenden erklärte, „der Greis, der hier dargestellt ist, hieß Diagoras. Er war aus Rhodus mit seinen beiden Söhnen, Timanthes und Theagenes, hierhergekommen, um Zeuge ihrer Wettkämpfe zu sein. Beide Jünglinge wurden bei der Preisvertheilung gekrönt. Aber eingedenk dessen, daß sie ihrem edlen Vater ihr Leben, ihre Erziehung und ihren Ruhm verdankten, nahmen sie die frischen Kränze, schmückten damit das silberlockige Haupt des Greises, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe unter den Zuschauern umher. Alles Volk erhob bei diesem Anblick ein unendliches Freudengejauchze. Das Lob der Jünglinge erscholl von Aller Lippen. Man bewarf den Vater mit Blumen,

und einige riefen: „Stirb Diagoras, denn ein größeres Glück kann Dir auf Erden nicht widerfahren!“ — Und wirklich vermochte der Greis das Glück, das ihm seine dankbaren Söhne bereiteten, nicht zu ertragen. Er sank den Jünglingen in die Arme, und schloß, indem ein seliges Lächeln sein Angesicht verklärte, auf ewig die Augen. Da weinte alles Volk voll unendlicher Rührung, die Jünglinge aber schlossen den Vater an ihr Herz und badeten ihn mit ihren Thränen. Zum Andenken an diesen erhebenden Vorfall ließ die Vaterstadt der Jünglinge diese Bildsäule setzen und die Namen der Gefeierten werden noch fortleben, auch wenn diese Bildsäule einst in Staub gesunken sein wird.“

Vor einer andern Statue, vor der Midias und Acte vorübergingen, stritt man sich. Die Statue stellte eine Herkulesgestalt dar. Da sie schon einige Jahrhunderte stand, war die Inschrift auf dem Piedestal verwittert und unleserlich geworden. Einige meinten, die Statue stelle Herkules selbst dar, Andre bestritten dies.

Da sprach Midias: „Ich will Euch, lieben Mitbürger, gern die Erklärung dieser Statue geben, wenn Ihr mich hören wollt.“ Und als sie ihn baten, zu reden, sprach er: „Die Bildsäule ist zu Ehren des Athleten Milon gesetzt. Er war so stark, daß er mit einem Ochsen die Rennbahn durchlief. Als man darob erstaunte, und ihn fragte, wie er zu dieser Stärke gekommen sei, sprach er: „Den Ochsen, den ich heut vor euren Augen trug, habe ich aufgezogen. Als er noch ein Kalb war, trug ich ihn täglich zweimal eine Strecke, die der Rennbahn an Länge gleicht. Wie nun das Kalb von Tag zu Tag wuchs, ebenso wuchs durch unablässige Uebung meine

Kraft. So habe ich es denn endlich nach zwei Jahren zu der Vollkommenheit gebracht, die Ihr heut bewundert. Wollt Ihr aber eine Lehre daraus ziehen, so habt Ihr noch mehr als die bloße Bewunderung Euch giebt." — So sprach der starke Milon und man rief ihm Beifall zu, denn man entnahm aus diesen verständigen Worten, daß er bei den Uebungen des Körpers auch seinen Geist nicht vernachlässigt habe. In dem Kriege, den seine Vaterstadt Kroton späterhin gegen die Sybariten zu bestehen hatte, wurde er an die Spitze der Truppen gestellt. Er erschien mit einer Keule in der Hand und den Attributen des Halbgottes Herkules und erfocht einen entscheidenden Sieg. Auf den Olympischen Spielen gewann er mehrmals die Krone, und gab nach den Spielen jedesmal noch besondere Beweise seiner Kraft. So schloß er einstmals einen zarten Granatapfel in seine Faust, und forderte die kraftvollsten Athleten auf, dieselbe zu öffnen. Keiner vermochte es die Finger aufzubiegen, denn sie schienen von Eisen zu sein. Darnach öffnete er freiwillig die Hand, und siehe, der Granatapfel war nicht im mindesten beschädigt." —

Die Umstehenden dankten Midias für seine Mittheilung, und er ging hierauf mit seiner Tochter weiter.

„Vater," sprach Acte, „mein Leben zählt erst eine kurze Reihe der Jahre, und der Bildsäulen giebt es hier so viele, daß ich noch nicht die Geschichte aller erfahren habe. Siehe, in jener Felsgrotte, in der ein muntrer Quell aus flimmerndem Gestein hervorsprudelt, steht eine Gruppe, deren Bedeutung mir noch unbekannt ist. Erklärst Du mir diese wohl?"

„Gern, meine Tochter,“ sagte mit freundlicher Miene Midias. „Du siehst hier einen Reiter, der ein wohlgeformtes Roß am Zügel hält. Die Statue stellt einen Mann dar, der Philotas hieß. Er war hierhergekommen, um durch Wettrennen zu Pferde den Preis zu gewinnen. Das Zeichen ward gegeben, und wie ein Sturmwind jagten die Reiter auf der Bahn dahin. Bald war er allen zuvor. Aber siehe, eine Ohnmacht befiel ihn, dunkel ward es vor seinen Augen, und er sank vom Pferde. Dies aber ließ sich in seinem Eifer nicht stören, kam um das Ziel herum, und stellte sich schäumend und wiehernd dicht vor den Richter hin, als forderte es für seinen Herrn den Preis. Die Richter, darüber erstaunt, riefen Philotas zum Sieger aus. Sobald das geschehen war, drehte das Pferd um, und ging mit Stolz und Würde, als fühle es die Ehre mit, die man Philotas angethan, zum Herrn zurück, der unbeschädigt geblieben war und bereits ihm entgegen kam.“

Da sprach ein Vorübergehender zu einem andern: „Er ist schon mit seinem Gefolge im heiligen Hain und nimmt eben die Tempel in Augenschein. Die Pracht und der Glanz, in welchem er erscheint, ist ohne Gleichen.“

„Ja,“ antwortete sein Begleiter, „er ist aber auch der mächtigste Fürst, der jemals diese heiligen Gefilde betreten hat. Wäre nur seine Tugend so groß, als seine Macht.“

Midias hatte auf jedes Wort gehört, von Acte aber, die sinnend neben dem Vater herging, waren die Aeußerungen der Fremden unbeachtet geblieben. Midias war darüber erfreut, denn er hatte die Ueberzeugung, daß der Name des Kaisers das Herz seiner Tochter jedenfalls mit

Angst und Besorgniß erfüllen würde. Wußte man doch schon weit und breit, daß diejenigen gemordet worden waren, die es bei Wettkämpfen in Rom gewagt hatten, dem Kaiser den Preis streitig zu machen. Midias verschloß seine erwachenden Sorgen in seiner Brust, und sprach: „Meine Tochter, der Sonnengott lenkt sein sprühendes Gespann bereits dem Meere zu. Laß uns darum eilen, um die Heimath noch vor der Nacht zu erreichen." Damit machte er sich mit Acte auf den Weg, und beide wandelten im rosigen Scheine des Abendhimmels über die schönen Gefilde dahin. In einer halben Stunde erreichten sie ihre Heimath, ein schönes Landhaus, das sich tempelartig zwischen Bäumen und blühenden Gesträuchen erhob. Es war auf drei Seiten von einem Garten umgeben, der sich bis zu den Ufern des sanft dahinfließenden Alpheus erstreckte.

Nero war indeß mit seinem Gefolge in den Tempel der Juno getreten. Vor dem Tempel hatte sich sogleich eine große Zahl von Menschen gehäuft, die, angezogen von dem Glanze, mit dem der Kaiser und sein Gefolge erschien, die Rückkehr desselben erwartete. Nero nahm alle Herrlichkeiten des Tempels in Augenschein; ein griechischer Künstler, der dazu eigens bestellt worden war, machte ihn auf die vorzüglichsten Kunstwerke aufmerksam. Endlich kam der Kaiser auch in die Halle, in der die Bildsäulen der Jungfrauen standen, die bei den Wettläufen der Griechen gesiegt hatten. Eine Statue, aus weißem Marmor gebildet, fiel dem Kaiser sogleich in's Auge. Sie stellte eine Jungfrau dar. Ein faltenreiches, wehendes Gewand verhüllte leicht ihre schönen Glieder; Gesicht, Hände und Füße waren von bezaubernder Schönheit.

Der Kaiser betrachtete die Statue mit dem lebhaftesten Wohlgefallen.

„Schön ist diese Bildsäule, die der Bildhauer Polus erst vor wenigen Monden vollendet hat," sagte der Künstler, „aber dennoch hat sie noch nicht die Anmuth und vollendete Schönheit der Jungfrau erreicht, die sie vorstellen soll. Die Jungfrau heißt Acte und ist die Tochter Midias, eines wohlhabenden Griechen, der in der Nähe des heiligen Haines wohnt."

Bald darauf saß Nero in seinem Wagen und fuhr zurück nach Olympia. „Diese Jungfrau," sprach er zu dem an seiner Seite sitzenden Narcissus, „muß ich haben!"

„Ihr sollt sie haben," entgegnete Narcissus, indem er die Hand auf seine Brust legte, „Ihr sollt sie haben, so wahr dieses Herz schlägt. Nicht der Ruhm Griechenland's allein, sondern auch die Schönheit soll Euch nach Rom folgen. Ich habe Männer, geborene Griechen mitgenommen, die zu dem Geschäfte, eine Jungfrau zu entführen, vortrefflich taugen. Gewalt, List und Gold! — hahaha! sie soll Euren Triumph in Rom erhöhen." —

„Ich rechne auf Dich!" sagte der Kaiser mit gnädigem Lächeln.

Sechstes Kapitel.

Acte und die Räuber.

Acte befand sich allein im Frauengemach. Sie liebkoste zwei auf einem Gestell sitzende sicilische Tauben und reichte ihnen Futter in ihrer schönen Hand.

„O ihr Lieblinge meines sanften Bruders Epimedes," sprach sie, „freuet euch mit mir, denn bald wird er wieder in eurer Mitte sein."

Epimedes war der jüngere Bruder Acte's, der auf den Olympischen Spielen als Sänger auftreten wollte.

Der ältere Bruder, der ebenfalls zum Kampfspiele gezogen war, hieß Dion. Er war gewaltig von Kraft, und Meister im Speerwerfen.

Ueber einem aus Citronenholz gearbeiteten Sessel hingen zwei Festgewänder, die Acte ohne Wissen der Brüder angefertigt hatte. Diese Gewänder waren kunstreich gearbeitet und glänzten in den herrlichsten Farben. Auf dem einen derselben erblickte man Orpheus, den Gott des Gesanges, als Jüngling dargestellt. Er hielt eine siebensaitige goldene Leier in der Hand. Buntscheckige Leoparden und mächtige Löwen lagen ihm, der in einer epheuumrankten Felsgrotte saß, zu Füßen. Selbst den

Ungeheuern, die ihre Häupter aus den blauen Wogen des nahen Meeres erhoben, sah man es an, daß sie berauscht und besänftigt waren von dem süßen Zauber der Musik.

Dies war das Festgeschenk für Epimedes, den Sänger.

Das andere Gewand trug den Character der Beschäftigung des ältern Bruders. Ein gewandter, kräftiger Reiter saß auf einem sich hoch bäumenden, schnaubenden Rosse. Dicht vor ihm lag ein gewaltiger Panther, zum furchtbaren Todessprunge bereit: seine funkelnden Augen schienen Roß und Reiter verschlingen zu wollen. Vor der Gewalt des Thieres wäre mancher kühne Mann erbleicht. Aber das kühne Angesicht des Reiters, dessen blaues Oberkleid im Winde dahin wehete, lächelte der Gefahr entgegen. Er hatte den blitzenden Wurfspieß hoch erhoben. Wer ihn in seiner kühnen, kraftvollen Stellung nur einen Augenblick ansah, mußte von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß er im nächsten Augenblicke aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen werde.

Dies war das Festgeschenk für den älteren Bruder Dion.

Acte trug heut eine sehr zierliche Kleidung. Eine weiße Tunica, die in wallenden Falten bis zu den Fersen herabhing, ward um den Leib durch einen ins Violett fallenden Purpurgürtel zusammengehalten. Ueber dieser Kleidung hing ein leichtes Mäntelchen, das an den Schultern und vorn mit zierlichen Stickereien und farbigen Bändern besetzt war, und wie die Tunica weite Aermel hatte, so daß nur ein Theil des Armes bedeckt war.

Im Hause herrschte ein reges Leben. Die Mutter bereitete eine große Mahlzeit. Diener eilten hin und her,

und der Duft der Speisen durchwogte alle Gemächer. Man erwartete zum heutigen Abend die Rückkehr der Geliebten. Auch Acte war am ganzen Tage für den angedeuteten Zweck thätig gewesen, und nur erst seit wenigen Augenblicken im Frauengemach.

Da trat die Mutter ins Gemach. „Es fehlen noch Weintrauben, meine Tochter," sprach sie mit freundlicher Miene.

„Ich habe mir eben den Mantel übergeworfen und werde sie auf dem Hügel schneiden, geliebte Mutter," sprach Acte.

Und sie ging mit der Mutter hinaus, nahm einen schöngeflochtenen Korb und begab sich auf den nahen Hügel, auf dem köstlicher Wein gewonnen ward.

Schon sank die Sonne und ergoß ihr farbiges Abendlicht auf die fruchtreichen Gefilde. Acte schnitt die schönsten Trauben für die Geliebten. Bald war der Korb, den sie mit frischen Weinblättern belegt hatte, von durchsichtigen blauen, rothen und hellen Trauben gefüllt. Sie ging noch etwas höher auf den Hügel hinauf, stellte sich unter einen Olivenbaum, und schauete in die Ferne nach den Heimkehrenden. Das Fest ist mit dem heutigen Tage geschlossen, dachte sie. Sie müssen heut kommen, und darum will ich hier harren, bis sie mein Auge erblickt.

Die Seite des Hügels, der Acte mit dem Rücken zugekehrt stand, war mit Bäumen, besonders Platanen- und Lorbeerbäumen bedeckt, die in ihren Gruppirungen den anmuthigsten Anblick gewährten. Die Stämme und Zweige der Bäume waren von Schlingpflanzen umwunden. Förmliche Lauben wurden dadurch gebildet, duftende Blumengehänge und Kränze schmückten die natürlichen

Gänge und bildeten die lachendsten Verzierungen. In den blätterreichen Zweigen sangen die Vöglein schon ihre Abendgesänge, und hoch von einem Lorbeerbaum herab erschollen in kurzen Zwischenräumen leise Glockentöne des Liedes der Nachtigall, als locke sie den kühlen Abend über die schöne Flur.

„Schön singst du, o Nachtigall," sprach Acte, „aber herrlicher erklingt doch das Lied, das in der Brust eines edlen Menschen erwacht!"

Und sie gedachte ihres sanften Bruders in treuer, inniger Schwesterliebe.

Es verging indeß Minute auf Minute, und doch ward ihr jede Minute so lang, und ihre Sehnsucht nach dem Vater und den Brüdern immer größer. Schon war die Sonne hinter den fernen Bergen verschwunden, und die Dämmerung senkte sich herab auf die Gefilde.

„Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Farbenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem bleichen Tag den Kranz."

Die Nachtigall ließ jetzt in langen Akkorden ihr Lied erklingen, als klagte sie voll Wehmuth um den schönen Tag, der nun dahin sei auf immer.

Da ward es der Jungfrau so weh in der Brust. Die freudige Hoffnung, die Brüder bekränzt zurückkehren zu sehen, war mit dem Lichte des Tages gewichen, und wie auf die Gefilde die Dämmerung, so senkte sich auf ihre Seele die Bangigkeit. Und sie hob den Korb von der Erde auf und setzte ihn auf das Haupt. Sie wollte zur Mutter kehren, um aus ihrem Herzen Trost und Hoffnung zu schöpfen.

Da fühlte sie sich plötzlich von mehreren Händen zugleich an ihren Armen ergriffen, und ehe sie es noch vermochte, einen Laut von sich zu geben, ward ihr der Mund mit einem Tuche zugehalten.

Gleich darauf war es still auf dem Hügel, als sei nichts vorgefallen.

Drei Männer, die Acte ergriffen hatten, waren mit ihr hinter den Bäumen verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Der Pfeil.

Nacht war's. In der Vorhalle des Hauses stand mit ängstlicher Geberde Acte's Mutter.

„O ich Unglückselige," sprach sie zu einer alten Haushälterin, „was soll ich dem Gemahl sagen, wenn er kommt und Acte nicht findet? Oder was soll ich der Tochter sagen, wenn sie wiederkehrt und weder Vater noch Bruder antrifft? Wehe mir! denn ein Unglück scheint über unser Haus hereingebrochen zu sein."

Die Haushälterin suchte die bekümmerte Mutter zu trösten. „Gräme Dich nicht," sprach sie, „Deine Tochter wird wiederkehren mit dem Vater und den Brüdern, denn von Sehnsucht getrieben, ist sie ihnen gewiß entgegen gegangen."

Als sie noch so redeten, erblickten sie plötzlich mehrere Fackeln in der Ferne. „Da sind sie!" rief die Mutter freudig. Darauf wandte sie sich zu einem Diener und sprach: „Auf, eile ihnen entgegen, und siehe, ob Acte bei ihnen ist. Erblickst Du sie, so kehre mit flüchtigen Schritten zurück, um mir die fröhliche Botschaft schnell zu verkünden!"

Langsam bewegten sich die Fackeln daher. Näher und näher kamen sie, aber der Jüngling kehrte nicht zurück.

Endlich traten aus dem Dunkel mehrere Gestalten hervor, auch sah die Mutter, daß man etwas trug. Ein Mann schritt dem Zuge voran.

Jetzt war der Zug dem Hause nahe, und die Mutter erkannte in dem, der voranging, Midias, den Herrn des Hauses. Gebeugt ging er einher, und die treue Gattin schauete ihm erschreckt in sein blasses, gramverkündendes Angesicht, als er auf den Stufen, die zur Vorhalle führten, ihr entgegentrat.

„O Midias," rief die geängstigte Mutter, „was verkünden die Züge Deines Angesichts? Nenne mir das Unglück, das unserm Hause widerfahren ist!"

Da sah Midias die Gattin mit schmerzlichen Blicken an, erhob seine Hände und sprach: „Sei stark, o Gattin, und trage mit männlicher Seele, was des Schicksals unerforschlicher Wille über uns verhängt hat! Wir hofften, Epimedes, unser Sohn, werde von den Lebenden gekrönt werden, aber siehe, der Tod hat ihm den Kranz auf seine bleiche Stirn gedrückt. — Siehe dort die Sänger, die den todten Freund in die Heimath getragen haben!"

Damit führte er die erbleichende, zitternde Mutter zu der von Zweigen geflochtenen Bahre, auf welcher der todte Sohn lag. Die Jünglinge, welche die Bahre umstanden, blickten voll Trauer und Mitleid auf die Mutter, die wehklagend neben der Leiche des Sohnes auf die Knie niedersank.

„O Epimedes, herrlicher Sohn," rief sie in großem Jammer, „ist Deine Seele entstiegen auf den Flügeln des Liedes, das aus Deinem Munde drang? O weh mir!

wehe! Nie mehr soll ich Deine Stimme vernehmen, nie mehr dein leuchtendes Auge sehen, nie mehr am Morgen meine Hände segnend auf Dein lockigtes Haupt legen! Wehe! wehe! Zürnet nicht, ihr Götter, wenn ich wehklage und untröstlich bin, denn mein Geist ist verwirrt ob des Unheils, das über uns gekommen ist. O Midias, sage mir, ob der weise Rathschluß der Götter solch' Unglück über uns verhängt hat, oder ob eines bösen Dämons Tücke in einer dunklen Stunde Gewalt über uns erlangte."

„Höre mich, trauernde Gattin, unglückselige Mutter, höre den tiefgebeugten Vater, dessen Pflicht es ist, Dir Nachricht zu geben von dem frühen und plötzlichen Tode unseres geliebten Sohnes. Nero, der Kaiser, erschien plötzlich in Olympia, und seine Gegenwart verbreitete Schrecken unter dem Volke. Stände unser Volk noch auf der Stufe einstiger Macht und Herrlichkeit, es hätte den grausamen Fremdling mit Verachtung von den heiligen Spielen zurückgewiesen. Dies konnte jedoch nicht geschehen, da der Tyrann zu mächtig ist und Griechenland ihm zur Zeit nicht die Spitze bieten kann. Nachdem im Wettlauf, im Ringen, im Faustkampf, im Discus-Werfen und im Wagenlenken Herrliches und Bewundernswerthes geleistet worden war, begann der Wettkampf im Gesange, an welchem auch Nero Theil nahm. Nero war der erste, der von dem Herolde gerufen ward. Stolz trat er in den Kreis, nahm die Harfe und sang ein Lied. Der Name des Kaisers und der Glanz, in welchem Nero erschienen war, bethörte Einige also, daß sie meinten, Nero sänge gut. Der vorurtheilsfreie Zuhörer aber erkannte, daß dem Liede Geist und Poesie, und der Stimme Wohlklang gänzlich fehle. Als Nero gesungen hatte, nahm er

wieder seinen Thron ein, den in einem weiten Halbkreise römische Soldaten umgaben."

„Der Herold rief den zweiten Sänger. Seine Stimme zitterte, denn Furcht erfüllte seine Seele. Epimedes, unser theurer Sohn, neigte sich zu mir und sprach: „„Den hat der Gott des Liedes nicht begeistert, denn eines Sängers Brust ist frei von der Furcht des Sclaven.""

„Der Herold rief den dritten Namen. Ein Jüngling trat auf den für die Sänger bestimmten Platz und begann seinen Gesang. Aber er besang nichts Edles und Heiliges, sondern er entwürdigte des Sängers heiliges Amt durch niedere Schmeicheleien gegen den Kaiser. Diesen stellte er als einen Helden und Weisen dar, wie ihn die Welt noch nicht gesehen habe. „„O Vater,"" sprach Epimedes entrüstet, „„soll nicht das Lied ein Wiederhall der Gesänge sein, die in den seligen Höhen der Götter ertönen? Und ist nicht vor ihnen der Tyrann verworfen?""

„Ich gab dem Sohne recht, aber eine düstere Ahnung senkte sich plötzlich mit ihren schwarzen Fittigen auf meine Seele. Schon seit dem Tage, in welchem ich mit Acte im heiligen Haine lustwandelnd, Nero's Ankunft erfahren hatte, erfüllte eine gewisse Bangigkeit mein Herz. Jetzt konnte ich der Gedanken, die über mich kamen, nicht Herr werden. Sohn, sprach ich, fürchte des Mächtigen Hand! Da sah mich Epimedes mit Befremden an und sagte: „„Mein Vater, lehrtest Du mich nicht, daß die Götter mächtiger sind, als die Mächtigsten der Erdensöhne?""

„Ja, Epimedes, antwortete ich, so ist es. Ich wollte Dir auch jene Ueberzeugung nicht nehmen, sondern sprach diese Worte nur, weil die Liebe zu Dir mein Herz mit Bangen erfüllt. — „„Vater,"" entgegnete Epimedes,

„„fürchte nichts. Dein Sohn wird Deiner Lehre würdig leben und, sollte es über ihn verhängt sein, auch sterben können. O Vater, Du hast mich gelehrt, nur die Götter zu fürchten, und was sie mir im Herzen erwecken, das soll mein Mund an dem heiligen Feste verkünden."" — So sprach Epimedes mit leuchtenden Augen. Was sollte ich darauf sagen? Ich schwieg, nickte ihm mit nassen Augen Beifall zu, und drückte seine Hand.

„Da hatte der Sänger geendet, und der Herold rief den Namen unseres Sohnes. Er erhob sich und trat kühnen Schrittes in den Kreis. Sanft erklangen die goldenen Saiten der Lyra, auf sah er zum azurnen Himmel, und mächtig erscholl darauf sein herrliches Lied. O wie blickten Aller Augen auf den schönen Jüngling, der die Welt um sich zu vergessen schien. Er besang Socrates, den weisen Mann, dem einst der Neid und die Bosheit den Becher des Todes reichte. In stummer Andacht lauschten Alle dem Gesange, und der Wehmuth süßer Thau schmückte manches Auge. Meine Brust aber blieb erfüllt von unendlicher Bangigkeit, und ich sah auf einen Augenblick nach Nero, der, dem Sänger gegenüber, auf seinem prachtvollen Throne saß. Zorn schien in seinen Augen zu lodern, Neid verzerrte die Züge seines Angesichts. Der Eindruck, den unser Sohn auf die Hörer machte, mochte ihm nicht entgangen sein. Ich sah deutlich, wie er einem neben dem Throne stehenden Manne zuwinkte. Dieser schlich sich, einer Schlange gleich, leise in die Reihen der Söldner. Einen Augenblick darauf schwirrte eine Bogensehne, und — o müßte ich nimmer solch' Weh verkünden! — ein Pfeil durchbohrte die Brust des geliebten Sohnes. Er zuckte zusammen, ein Blutstrahl drang aus

der Brust und die Lyra entsank seinen Händen. Einen Augenblick stand er noch, erhob die Hände zum Himmel, und seine Lippen bewegten sich leise. Dann sank er nieder und starb. Der Tod hatte aber nur seinen Körper, nicht seine Seele bezwungen; ein seliges Lächeln war auf seinem Angesichte zurückgeblieben. Als Epimedes sterbend niedersank, schrie das Volk vor Schmerz laut auf. Weinen und Wehklagen erhob sich, aber auch das Gefühl der Rache gegen den unbekannten Mörder machte sich Luft und grollend wie ein Gewitter durchwogte der Zorn die Menge. Rasselnd rückten die Soldaten enger um den Thron zusammen. Da erhob sich plötzlich in der Nähe Nero's ein Tumult. Kriegsknechte zogen einen Mann hervor, der laut des Mordes beschuldigt, und darauf sogleich von einem römischen Hauptmann durchbohrt wurde. Ich bin überzeugt, der Arme starb so unschuldig wie unser Sohn, und sein Tod ward nur darum mit solchem Eifer vollstreckt, damit der Verdacht nicht auf Nero oder auf seine Umgebung fallen sollte. Ich hatte indeß mit Hülfe dieser edlen Jünglinge die Leiche unseres Sohnes vom Boden gehoben. Von den Zweigen einiger in der Nähe stehender Olivenbäume flochten wir eine Bahre, und trugen auf dieser den Sohn von dannen."

Midias erhob hierauf das Gewand von der Brust des Sohnes. Mit einem Weheruf warf sich die unglückliche Mutter auf die Leiche, die einer schönen Marmorstatue glich, und benetzte sie mit heißen Zähren.

Die Jünglinge aber erhoben ihre Stimmen, und sangen in schwermuthsvollen Tönen das Lied des Todes.

Achtes Kapitel.

Dion und der Panther.

Dion, der ältere Sohn des Midias, der an demselben Tage im Speerwerfen aufgetreten und gekrönt worden war, befand sich nicht auf dem Festplatze, als sein Bruder, vom tödtlichen Pfeile getroffen, zur Erde sank. Er war, gleich nachdem ihm die Festrichter den Kranz auf's Haupt gesetzt hatten, in den Tempel Jupiters gegangen, um den Göttern seinen Dank für den Sieg darzubringen. Nachdem dies geschehen war, machte er sich wieder auf den Weg nach dem Festplatze, um den Wettgesang anzuhören. Da kamen auf einem Seitenwege vom nahen Walde her mehrere Männer athemlos gelaufen. Auf ihren Gesichtern lag Schreck und Entsetzen. Die kräftige Gestalt Dion's, der ihnen entgegentrat, schien ihnen Vertrauen, sein bekränztes Haupt Ehrfurcht einzuflößen. Sie standen still und erzählten, daß sie im Walde einen Panther gesehen hätten. Da trat ein Faustkämpfer, der auch im Tempel gewesen war und sich ebenfalls auf dem Rückwege zum Festplatze befand, heran.

„Wollen wir nach dem Walde gehen und den Panther aufsuchen?“ sprach Dion zu ihm.

„Laß es bis morgen," erwiederte der Faustkämpfer.

„Bis morgen kann das Unthier aber Schaden anrichten!"

„Es ist nicht mehr weit vom Abend; heut erlegen wir ihn doch nicht mehr."

„Das kommt auf den Versuch an. Komm, wir wollen gehen!"

Doch der Faustkämpfer wollte nicht. „Wie können wir denn heut am Festtage wilde Thiere jagen?" sagte er.

Darauf entgegnete Dion: „Ob Festtag oder nicht. Der Starke soll des Schwachen Schutz sein zu jeder Zeit. Die Ehre rief uns zum Feste; die Pflicht ruft uns, der Gefahr entgegen zu gehen. Doch wozu Worte, wo von dem Manne die That verlangt wird!"

Darauf ging er eilenden Schrittes nach der Hinterseite des heiligen Haines. Außerhalb der Mauer desselben war ein hölzernes Gebäude errichtet, in welchem viele Wagen und Pferde der Festtheilnehmer standen. Seinem Diener, der vor dem Gebäude stand, befahl er, ihm sein Pferd herauszuführen. Es geschah. Dion schwang sich auf das schwarzglänzende, feurigschnaubende Roß, das seinem Herrn freudig entgegengewiehert hatte, und ritt in den Wald hinein. Er mochte etwa eine Stunde spähenden Blickes umhergeritten sein, da fand er den Panther. Der Panther, der nur von mittlerer Größe war, fürchtete sich vor dem Reiter, denn er entfloh. Dion verfolgte ihn. Der Panther schien sich endlich seiner Flucht zu schämen, denn er legte sich manchmal nieder und ließ den Reiter ziemlich nahe herankommen. Dion hoffte ihn zu ermüden und zu reizen. Endlich war

er bis zur Wurfweite an das Thier herangekommen. Es lag wie eine Katze still auf der Erde und blickte den Reiter mit funkelnden Augen an. Eben aber, als Dion den Speer erhob, stand der Panther auf, wies wuthröchelnd die Zähne und umkreiste ihn, indem er den Boden mit dem Schweife peitschte. Von Zeit zu Zeit legte er sich zum Sprunge nieder, stand aber jedesmal schnell wieder auf, sobald Dion Miene machte, den Wurf zu thun. Das Pferd stampfte schnaubend den Boden, hielt sich aber mit dem Vordertheil stets dem Panther gegenüber. Endlich ersah sich Dion einen günstigen Augenblick, und säuselnd fuhr sein blitzender Speer dem Panther tief in die Brust hinein. Dion sprang vom Pferde und tödtete ihn mit seinem Schwerdte. Als er ihm das bunte Fell abgezogen hatte, machte er sich eilig auf den Rückweg. Die Verfolgung des Panthers hatte ihn aber so weit in den Wald hinein geführt, daß es Nacht ward, ehe er den Rand desselben erreichte. Da das Fest nun vorüber war, ritt er nach dem Hause seiner Eltern.

Neuntes Kapitel.

Der Schwur.

Mit frohem Herzen näherte er sich der Heimath; er war Sieger geworden, und daß auch sein Bruder den Ehrenkranz empfangen haben würde, hoffte er mit freudiger Zuversicht. Auch ergötzte er sich in dem Gedanken, wie Acte ihn beim Anblick der Pantherhaut zugleich schelten und liebkosen würde. Sie freute sich immer über die Beweise seines Muthes, obgleich die Angst der Liebe ihr oft die zärtlichsten Vorwürfe ablockte.

Als er dem Hause nahe war, sahe er die Bäume, die dasselbe umgaben, von einem rothen Scheine erhellt. Er wußte sich die Ursache desselben nicht zu erklären. Jetzt hielt er vor dem Hause. Er sprang vom Pferde, und warf den Zügel desselben einem Diener zu, der am Thore stand. Schnellen Schrittes eilte er durch das Thor. Auf der rechten Seite des Hauses war ein kleiner Hügel, auf dem Midias bisweilen den Göttern opferte. Blumen und duftende Gesträuche umkränzten seinen Fuß. Auf diesem Hügel erblickte Dion einen Holzstoß. Diener umstanden ihn mit Fackeln, auch erblickte er neben demselben den Vater und die Mutter.

Sie wollen den Göttern ein Dankopfer bringen, sprach er freudig vor sich hin und schritt den kleinen Hügel hinauf. Aber wie erstarrt blieb er plötzlich stehen, als er die Leiche seines Bruders auf dem Holzstoß liegen sah. Der Speer entsank seiner Hand und zerschlug im Falle eine große Marmorvase, die den Hügel schmückte. Die Eltern, die ihn in der Betäubung des Schmerzes nicht hatten kommen sehen, blickten nun empor, und er sah voll Entsetzen in ihr gramentstelltes Angesicht.

„Ihr Götter," rief er von unendlichen Qualen durchzuckt, „das ist das Opfer, dem ich so freudig entgegen ging? O ihr Unerforschlichen, denen ich jedes Opfer so gern brachte, warum verlangt ihr dieses von mir?" Und sein Wehruf und sein lautes Weinen erscholl weithin durch die Nacht, also, daß kein Auge derer trocken blieb, die zum Hause gehörten. Er küßte den todten Bruder, und sein Schmerz war so unendlich, daß er die Götter anflehete, ihm den Tod zu schicken.

Nun erst tauchte aus seinem Schmerze die Frage nach der Ursache des Todes auf. Die Eltern zogen den Sohn neben sich auf eine steinerne Bank, die auf dem Hügel stand, und der Vater erzählte ihm den Hergang der Sache.

Als Dion Alles erfahren hatte, stand er, ohne ein Wort zu sagen, auf, und trat wieder zur Leiche. Sie war bis zur Brust bedeckt mit dem köstlichen Gewande, das Acte für den Bruder angefertigt hatte. Dion schlug das Gewand ein wenig zurück, legte seine Hand auf die Wunde, sah auf und bewegte leise die Lippen. Darnach hob er seinen Kranz vom Haupte und flocht ihn dem Bruder in's Lockenhaar. Sein Gesicht hatte indeß wie-

der den Ausdruck der eisernen Festigkeit gewonnen, die ihm eigen war. „Nun Vater, sprach er, nun mag ihn die heilige Flamme verzehren.“ Da legten die Eltern Specereien neben den Leichnam und besprengten ihn mit köstlichen Oelen. Als dies geschehen war, senkten die Diener die Fackeln und bald schlugen die Flammen von allen Seiten über die Leiche zusammen. Mit einem Schrei sank die Mutter dem Gatten in die Arme und ward von ihm in's Haus geführt. Dion aber blieb auf dem Hügel.

Als der Ost sich purpurn färbte, lag ein Aschenhügel auf der Stätte. Dion ging in's Haus und holte die Eltern. In ihrem Beisein senkte Dion die Urne in die Grube hinein. Darnach nahm der Vater einen jungen Lorbeerbaum und pflanzte ihn auf die Stätte.

Jetzt erst fragte Dion nach der Schwester. Er hatte geglaubt, sie habe den Anblick des Todes nicht ertragen können und sei deshalb im Hause zurückgeblieben.

Da erfuhr er, daß Acte am gestrigen Abende plötzlich verschwunden sei.

„O!“ rief er, erschüttert durch diese neue Unglücksnachricht, „warum habt ihr mir das nicht gesagt, ehe ich meine Hand auf des Bruders Brust legte? Dann hätte ich noch einige Tage in der Heimath weilen und nach der Schwester suchen können.“

„Du willst uns verlassen?“ riefen die Eltern voll Entsetzen.

„Ich muß Euch, Ihr Theuren, verlassen,“ sprach Dion, indem er ihnen seine Hände entgegenstreckte. „Ich habe dem Schatten meines Bruders einen heiligen Eid-

schwur gethan.“ — „Ich muß in dieser Stunde schon aufbrechen,“ setzte er mit dumpfer Stimme hinzu.

Da weinten auf's Neue die Eltern und fragten ihn, wohin er wolle.

Er schwieg einen Augenblick. Dann sprach er: „Ich habe gestern diese Gegend von einem reißenden Thiere befreit. — Es giebt ein reißendes Thier, gegen das der Panther ein Lamm war. — Ich werde meinen Schwur halten oder untergehen!“

Bald darauf verließ er die Heimath. —

So groß nun auch der Jammer war, der die Eltern bei des Sohnes Abschiede erfüllte, so zürnten sie ihm doch nicht, denn er ging von dannen, um ein heiliges Gelübde zu halten. Sie nahmen aber auf immer Abschied von ihm, denn sie wußten wohl, daß er mit dem reißenden Thiere Nero meine und hatten keine Hoffnung, ihn nach einem Unternehmen gegen denselben jemals wiederzusehen.

Zehntes Kapitel.

Die Räuber.

Die drei Männer, von denen Acte überfallen worden war, führten sie eilig in den Wald hinein und bedrohten sie mit dem Tode, wenn sie es wage, einen Laut von sich zu geben. Bald erreichten sie einen Berg, in welchem sich eine tiefe Höhle befand. Einer der Männer ging in die Höhle und führte gleich darauf ein Maulthier heraus. Auf dasselbe setzten sie die Jungfrau, und nun ging der Zug mit verdoppelter Eile weiter. Die Nacht war indeß hereingebrochen und es wurde Halt gemacht und eine tiefe Felsgrotte zur Nachtherberge erwählt. Die Räuber hielten hier eine Mahlzeit und boten auch der Jungfrau Speise an. „Fürchte Dich nicht, sagte einer der Männer, wir thun Dir nichts zu Leide. Solltest Du aber einen Fluchtversuch machen, so stehe ich für nichts!" — So sehr auch Acte bat, ihr zu sagen, welch' Schicksal ihrer harre, so konnte sie doch von den Räubern nichts herausbringen. Früh am Morgen des nächsten Tages ward die Reise fortgesetzt. Endlich als der vierte Morgen dämmerte, sah Acte das Meer vor sich, in das sich, ihr zur Rechten, ein Fluß ergoß. Pur-

purn erhob sich die Sonne über dem blauen Meeresspiegel. In geringer Entfernung, nahe dem Ufer des Flusses, erblickte man einige Fischerhütten. Einer der Räuber ging den Hütten zu, um einen der Fischerkähne zu entführen. Unter der Zeit, in der das geschah, ward das Maulthier, dessen man nicht mehr bedurfte, mit Schlägen in den Wald zurückgetrieben. Es dauerte nicht lange, da kam der Räuber, der sich den Hütten genähert hatte, auf einem Kahne den Fluß herabgefahren, stieß denselben an's Ufer und sprang an's Land. „Nun schnell, schnell," rief er den Gefährten zu, „ehe man uns bemerkt!" Diese hatten aber so eben am Rande des Waldes köstliche Melonen entdeckt und schickten sich an, eine Anzahl derselben in den Kahn zu tragen. „Hilf uns erst!" entgegneten sie, und auch er machte sich an die Arbeit. Schon hatten die Männer eine Menge der köstlichen Früchte in den Kahn getragen, da nahm Acte kühnen Herzens den Augenblick wahr, eilte zum Kahn, machte ihn vom Ufer los und sprang hinein. Der Strom erfaßte den Kahn und führte ihn pfeilschnell von dannen. Die Räuber standen einen Augenblick wie vom Donner gerührt am Ufer. Dann erfolgten Ausbrüche der Wuth, die aber meist in Geberden bestanden, da die Räuber sich durch laute Ausrufungen zu verrathen fürchteten. Doch schnell besannen sie sich und Acte sah, wie sie den Hütten zueilten und hinter einem Gebüsch verschwanden. Wie ein Pfeil flog indeß der Kahn, in welchem sich Acte befand, dahin. Sie kniete am Boden desselben nieder und und flehte die Götter um Schutz und Rettung an, denn in der Ferne erblickte sie bald darauf die Räuber auf einem anderen Kahne. Dieselben zogen ein Segel auf

und arbeiteten hastig mit den Rudern. Da die Jungfrau nun weder Segel noch Ruderstange hatte, hing die Schnelligkeit ihrer Fahrt nur von der Gewalt des Stromes ab und sie sah mit Entsetzen den Augenblick sich nahen, in welchem sie von den Verfolgern eingeholt sein würde. Schon befand sie sich auf dem Meere und die Strömung ließ nach, und deutlich nahm sie wahr, wie die Räuber ihr immer näher kamen. Sie faßte den Entschluß, den Tod in den Fluthen zu suchen. Schon stand sie zum Todessprunge bereit, da war es ihr, als vernähme sie aus dem Murmeln der Wogen eine wundersame Melodie. War das nicht die Melodie eines Liedes, das der Bruder Epimedes so oft gesungen hatte? Es handelte von der Götter Macht, der die Sterblichen sich vertrauensvoll ergeben sollen. Ein heiliger Schauer erfaßte sie, sie ließ ab von ihrem Vorhaben, faltete die Hände und blickte ihren Verfolgern mit Entschlossenheit entgegen. Da erzitterte plötzlich der Kahn, und ein kurzer schneidender Ton ließ sich vernehmen. Der Kahn hatte einen bis dicht unter dem Meeresspiegel hervorragenden Felsen gestreift. Die Räuber, die schon ganz nahe waren, hatten die Erschütterung bemerkt und den Grund derselben errathen. Sie strebten nun mit aller Macht darnach, ihren Kahn von der gefährlichen Bahn seitwärts abzulenken. Doch es war zu spät, der Kahn, tiefer gehend, da er von drei Männern belastet war, traf den Felsen so heftig, daß er umschlug. Schrecklich war für Acte der Anblick der mit dem Tode ringenden Männer, die sich vergebens bemühten, den mit dem Boden nach oben zugekehrten Kahn zu erreichen. Da ihnen das

nicht gelang, suchte sich Einer an dem Andern in der Verzweiflung festzuhalten, und sie versanken darauf alle Drei im Meere.

Von den Räubern war Acte gerettet, aber Strom und Wind trieben sie nun den Gefahren des Meeres entgegen.

Elftes Kapitel.

Der Traum.

Ein leichter Wind trieb den Kahn, auf welchem sich die Jungfrau befand, immer weiter von der Küste hinweg, bis sie endlich nichts sah, als über sich den Himmel und um sich das unendliche Meer. Der Tag verging unter Leid und Thränen, und bald hüllte die Nacht das Meer in ihren schwarzen Schleier ein. Acte saß zitternd und zagend im Kahne und erwartete mit Furcht und Hoffnung den anbrechenden Morgen. Endlich erschien Eos (die Morgenröthe) und bald darauf auch Helios (der Sonnengott) und streuete Millionen blitzende Goldfunken auf die sanft sich erhebenden Wogen aus. Acte vergaß bei dem himmlischen Anblick auf einige Augenblicke ihr Leid. Aber bald kehrte der Kummer wieder, denn, so sehr sie auch spähete, nirgends erblickte sie Land oder ein Schiff. Der Tag ging eben so vorüber als der erste, und wiederum brach die Nacht herein. Ein Glück war's, daß sich auf dem Kahne die Melonen befanden, sonst hätte die Jungfrau verschmachten müssen. Noch war, seitdem sie sich auf dem Meere befand, kein Schlaf in ihre Augen gekommen. Länger aber konnte sie nun nicht mehr dem

Drange desselben widerstehen. Sie breitete die Mäntel, die die Räuber in den Kahn geworfen hatten, zu einem Lager aus und legte sich auf dasselbe zur Ruhe nieder. Bald senkte sich ein tiefer Schlaf auf sie herab.

Da schwebte der Traum leise hernieder, berührte ihre Stirn mit einem Schilfrohr und verschwand darauf.

Und sie träumte.

Liebliche Musik ertönte. Kamen die süßen Melodieen aus den Wellen oder aus der Luft? Acte blickte erstaunt um sich. Und siehe, holde Geschöpfe, Najaden und Nereiden, schaukelten sich singend auf den im Sonnenscheine schimmernden Wogen des Meeres. In lieblichen Bewegungen umgaukelten sie den Kahn, tauchten in die blaue Tiefe und kamen darauf lächelnden Blickes wieder zum Vorschein. Durch den hellen Wasserspiegel konnte Acte bemerken, daß der untere Theil der holden Geschöpfe von silberglänzenden Schuppen bedeckt war und in einem Fischschweife endigte. Die Najaden und Nereiden bildeten jetzt einen weiten Kreis, in dessen Mitte eine zarte, weiße Wolke empor stieg, die bald darauf im sanften Rosenschimmer erglühete. Und siehe, die herrliche Amphitrite, die Gemahlin des Poseidon, der des Meeres Herrscher ist, trat aus der Wolke hervor, schritt auf den schaukelnden Wogen daher, kam bis zur Spitze des Kahnes und sprach: „Jungfrau, gehe mit mir hernieder in meinen Palast, denn mein Gemahl wird bald daher fahren auf den Wogen des Meeres, und Du würdest zermalmt werden, wenn die rauschenden Wellen, die seinen Wagen umbrausen, Dich erfaßten.“ Darauf reichte sie der Jungfrau die Hand und schwebte mit ihr hernieder

nach der unendlichen Tiefe des Meeres. Dort aber stand ein goldener Palast, auf dessen Zinne sich Acte plötzlich befand. „Siehe, sprach die Meergöttin, die ihr zur Seite stand, dort oben auf der Meeresfläche wird es schon dunkel und die Najaden und Nereiden schweben zur Tiefe herab.“ Darauf führte sie Acte auf krystallenen Stufen in das Innere des Palastes und zeigte ihr hier alle Herrlichkeiten des Meeres, die ein sterbliches Auge nie erblickt. Acte ging an der Seite der Meergöttin durch unzählige Säle und Zimmer, und kam endlich an ein diamantnes Thor. Die Meergöttin berührte es mit einem Korallenstabe und sogleich öffnete es sich von selbst. Da lag vor den erstaunten Blicken Actes ein Garten von niegesehener Pracht. Die Blumen waren an Höhe den Bäumen der Erde gleich und wie auf der Erde Bienen und bunte Käferlein in den Blüthen wohnen, so waren hier die farbenstrahlenden Blüthen die Wohnungen der lieblichen Najaden und Nereiden. Diese, lächelnd aus den an schlanken Zweigen hängenden Blüthenwohnungen hervorschauend, sangen süße Lieder. In dem Hintergrunde des Gartens sah auch Acte den weissagenden Meergreis Proteus. Er war umgeben von einer großen Zahl unförmlicher Robben, denn sein Amt ist es, diese und andre Unthiere der Tiefe zu hüten. Ein weißer Bart hing bis tief auf die Brust herab und ein Schilfkranz schmückte sein Haupt.

„Tochter des Midias,“ sprach er und erhob seine Hände, wie er immer zu thun pflegte, wenn er weissagte, Tochter des Midias, „siehe empor nach des Meeres Spiegel, Du erblickst dort in der Höhe ein Schiff. Bald wird es untergehen, und Diejenigen, die in demselben sind, werden

verderben. Merke auf meine Worte, denn heut noch wirst Du erkennen, daß Weisheit in der Tiefe wohnt!" —

Und Acte blickte empor. Da bemerkte sie in unendlicher Höhe einen kleinen Punkt. Aber bald verschwand derselbe vor ihren Augen, denn die Oberfläche des Meeres ward dunkler und immer dunkler. Sie vernahm bald darauf ein Sausen in der Höhe, das nach und nach sich in ein donnerartiges Getöse verwandelte.

„Poseidon, mein hehrer Gemahl, fährt jetzt über das Meer dahin und seine gewaltige Kraft erschüttert die Wogen," sagte die Meerkönigin zu Acte, die staunend emporblickte.

Da sah sie plötzlich zwei Männer, die herabstürzten aus der Höhe, jedoch in langsamerer Bewegung, als dies in der Luft geschehen wäre. Sie waren umgeben von einem Schwarme furchtbarer Gestalten, den Erinnyen. Deren Augen trieften von Blut und um ihr verworren herabhängendes Haar ringelten sich grüne und rothe Schlangen. Und sie ergriffen mit knochigten Händen die herabsinkenden Männer, auf deren Gesichtern der Ausdruck des Entsetzens lag und warfen sie in einen tiefen schauerlichen Abgrund. Aus dem Abgrunde aber erhoben Ungeheuer ihre furchtbaren Rachen, schnellten ihre baumlangen rothen Zungen empor, fingen die Beute auf und zermalmten sie mit ihren Zähnen.

„Sieh," sprach Proteus der Meergreis, „die Erinnyen, die Rächerinnen böser Thaten, bringen täglich den Ungeheuern, die ich bewache, Nahrung. Auch die Räuber, die Dich aus der Heimath entführt haben, fanden in dem Rachen jener Ungeheuer ihr Grab."

Als Proteus noch redete, fuhr Poseidon auf seinem glänzenden, mit vier feurigen Rossen bespannten Kriegswagen aus der Höhe hernieder. Kaum hatte er mit dem mächtigen Dreizack, den er in der einen Hand hielt, das Thor des Palastes berührt, da sprang es tönend auf und er jagte hinein in den Palast.

Ehe die Meergöttin dem Gemahle folgte, rief sie ihren Sohn Triton. Sein Oberkörper war von menschlicher Gestalt, aber sein Unterkörper glich dem der Najaden und endigte ebenfalls in einem Fischschwanz, Augen und Haar waren aber grün. In der Hand hielt er eine große Muschel, die einer Trompete glich.

„Eile jetzt hinauf," sprach die Meerkönigin „und besänftige die tobenden Wellen durch die Zaubertöne Deiner Muschel, denn die Jungfrau soll von den Meerjungfrauen wieder empor getragen werden."

Da ließ Triton, die Muschel an den Mund setzend, einen durchdringenden Ton erschallen und augenblicklich kam ein ganzer Schwarm seiner Diener herzu, die ihm an Gestalt glichen, aber kleiner als er waren.

In großer Eil fuhren sie zur Höhe, und kaum hatten sie eine kurze Zeit auf ihren Muschelhörnern geblasen, da ward es in der Höhe wieder hell und Acte konnte daraus entnehmen, daß die Oberfläche des Meeres wieder ruhig geworden war.

Darauf schwebten Meerjungfrauen herzu, trugen die Jungfrau zur Oberfläche des Meeres empor und legten sie in dem Kahn sanft auf ihr Lager nieder.

So träumte Acte.

Zwölftes Kapitel.

Das Zusammentreffen auf dem Meere.

Bald darauf erwachte sie. Aber siehe, sie erblickte dicht vor sich ein Schiff von herrlichem Bau, goldglänzend und mit Purpursegeln versehen.

Auf dem Verdecke des Schiffes war ein großer Baldachin von den kostbarsten gewirkten Stoffen angebracht. Unter demselben saß auf einem thronartigen Sessel ein Mann in reicher Kleidung und blickte mit freudiger Verwunderung nach dem Meere, — es war Nero. Narcissus stand dicht neben dem Throne; seine Haltung und Geberde drückte Erstaunen und Entzücken aus.

Sie naheten sich dem Kahne, auf dem sich Acte befand.

„Träume ich," sprach Nero, „treibt ein holdes Meermädchen mit mir ihr täuschendes Spiel, oder ist es wirklich die Griechin, die ich schon für verloren gab?"

„Sie ist's, erhabener Herr," rief Narcissus frohlockend, „glaubt mir's, sie ist es! Sehet, so lieben Euch die Götter, daß sie nun doch noch die Jungfrau in Eure Hände geführt haben. Als wir die Räuber an der Küste von Treas, wo sie uns mit der Beute erwarten sollten

nicht fanden, fürchtete ich, sie hätten uns betrogen; ich nahm an, sie hätten das schöne Mädchen für einen höheren Preis verkauft, als der ist, den sie von mir erhalten sollten."

Während sie so sprachen, war von dem Schiffe bereits ein Kahn herabgelassen worden. Rüstige Ruderer bestiegen ihn, fuhren zu dem Kahn, auf dem sich die staunende Acte befand, die so eben erwacht war, und nöthigten sie auf das große Schiff zu kommen. Acte, die ihre Rettung nahe wähnte, folgte freudig dieser Einladung und befand sich bald darauf vor dem Kaiser.

Sie kniete auf dem blumendurchwirkten Teppich, auf dem Thron und Baldachin standen, nieder, und flehete zu dem ihr unbekannten Manne um Schutz und Hülfe.

Mit Wohlgefallen betrachtete der Kaiser die vor ihm knieende Jungfrau, reichte ihr die Hand, hieß sie aufstehen und sprach: „Holde Jungfrau, erzähle mir Dein Geschick."

Da theilte Acte dem Kaiser ihr Schicksal mit. Endlich flehete sie ihn an, sie ihrem Vaterlande und ihrer Heimath wiederzugeben. Schweigend und in rührender Geberde stand sie nun vor ihm, seine Antwort mit Hoffen und Bangen erwartend. Man sah auf ihrem schönen Angesichte, wie der Dichter sagt:

„Regen zugleich und Sonnenschein: ihr Lächeln
Und ihre Thränen war ein Frühlingstag.
Dies sel'ge Lächeln, das die frischen Lippen
Umspielte, schien, als wiss' es um die Gäste
Der Augen nicht, die so von diesen schieden,
Wie Perlen von Demantentropfen. Kurz,
Der Gram würd' als ein Schatz gesucht, wenn
So er alle schmückte."

Nero hatte deutlich aus ihrer Erzählung entnommen, daß der Sänger, der auf dem Feste getödtet worden war, der Bruder der Jungfrau sei. Da er sie aber nicht betrüben wollte, verschwieg er ihr des Bruders Tod. Er sagte: „Nachdem ich den ersten Kranz gewonnen hatte, ward noch einmal gesungen, und Dein Bruder ward mit dem zweiten Lorbeer bekränzt.“

„Glücklicher Bruder,“ sprach Acte, „könnt' ich doch heut schon bei Dir sein!“

„Nicht heut,“ entgegnete der Kaiser, „aber bald sollst Du mit dem Bruder zusammen sein. Wisse, ich bin Nero, der Kaiser des größten Weltreiches, und vor mir hast Du Gnade gefunden. Du sollst von nun an geehrt und erhoben sein über alle Jungfrauen der Erde. Auch die Deinen sollen durch Dich beglückt werden. Von Neapel aus will ich ein Schiff absenden nach Griechenland, das die Deinen zu Dir bringen soll. Ich will sie mit Macht und Ehre überhäufen, und Du sollst dann des Glückes Dich erfreuen, sie beständig bei Dir zu haben.“

Darnach mußten die Dienerinnen, die sich auf dem Schiffe befanden, die Jungfrau in ein Gemach der Kajüte führen, und sie dort mit Wein und köstlichen Speisen bewirthen. Auch befahl der Kaiser, ihr die Kleider anzulegen, die Narcissus schon im Voraus in Griechenland gekauft hatte, und ihr Haar mit Gold und Perlen zu schmücken. Als sie nun wieder auf dem Verdecke des Schiffes erschien, glich sie einer Königin, auch wurde ihr, wie es der Kaiser befohlen hatte, von allem Volk königliche Ehre erwiesen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Triumphzug.

Das Schiff, auf dem sich Nero befand, näherte sich Neapel. Sobald man die Stadt bemerkte, ward der Schiffsmast bis zur Spitze mit Lorbeerzweigen geschmückt, die eigens dazu mitgenommen worden waren. Das war, wie man verabredet hatte, das Zeichen, daß der Kaiser von den olympischen Spielen als Sieger wiederkehre. Als im Hafen das kaiserliche Schiff erblickt wurde, strömte eine unzählbare Menge nach dem Ufer, Musik erklang, und ein tausendstimmiger Jubelruf tönte dem Kaiser entgegen, als er an's Land stieg. Die vornehmsten Männer der Stadt trafen in aller Eil alle Anordnungen zu einem Triumphzuge, der auch sogleich in's Werk gesetzt wurde. Der Kaiser eröffnete den Zug. Er saß, geschmückt mit einem Lorbeerkranze, auf einem goldglänzenden Wagen, der von vier schneeweißen Rossen gezogen wurde. Hiernach folgte in einem kleineren, aber eben so köstlichen Wagen die schöne Griechin. Ihr blaues Gewand war mit silbernen Sternen besäet, ihr Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Phöbe, die furchtbare Tigerin zog den Wagen und wurde von der Jungfrau

an einem goldenen Zaume gelenkt. Der Afrikaner Libycus ging der Tigerin zur Seite.

Noch großartiger war der Einzug des Kaisers in Rom. Nero saß auf einem Wagen, der bei dem Triumphzuge des Augustus gebraucht worden war. Er trug ein Purpurgewand und eine Tunica, strahlend von goldenen Sternen. Sein Haupt war geschmückt mit einem olympischen Kranze und in seiner Rechten hielt er einen Kranz von Lorbeer. Acte, deren Schönheit bezaubernd war, befand sich auf demselben Wagen. Sie saß ihm zu Füßen und hielt an einem seidenen Bande die Tigerin. Krieger in glänzenden Rüstungen umgaben den Wagen, ebenso eine unzählbare Menge von Musikern und Tänzern, die mit phantastischen Kleidungen angethan und mit kleinen goldenen Kronen geschmückt waren. Darnach kamen Consuln, Senatoren und Kriegstribunen. Den Schluß des Zuges bildeten eine Abtheilung Reiter. Die Hufe ihrer Pferde waren mit Silber beschlagen, die Zäume glänzten von Gold und köstlichen Steinen.

Wehe dem, der sich nicht bei dem Feste betheiligt hätte! Er wäre von den Häschern als ein Feind des Kaisers betrachtet worden, und eine furchtbare Strafe würde ihn unfehlbar erreicht haben!

Vor allen Häusern standen Opferaltäre, von denen Wohlgerüche zum Himmel emporstiegen; die Straßen, durch die der Zug ging, waren mit Blumen und Safran bestreut. Unzählige Vögel ließ man fliegen, die mit purpurnen, silber- und goldgestickten Bändern geschmückt waren.

Unter dem erzwungenen Jubel des Volkes erreichte endlich der Tyrann seinen Palast. In demselben angekommen, bestieg er sogleich seinen Thron und empfing die anbetende Verehrung der vornehmsten Römer.

Vierzehntes Kapitel.

Der trauernde Vater.

Der Tag hatte sich geneigt, ein heiterer Frieden war ausgegossen über die Fluren Eli's.

„Stille wird's im Walde, die lieben, kleinen Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die Nacht sie trägt, den neuen Liedern entgegen."

Nicht so heiter und friedevoll war es in der Brust Midias, des unglücklichen Vaters, der einsam vor seinem Hause saß. Wie viel hatte sich seit wenigen Monden geändert? Die Tochter war verschwunden und der Vater wußte nicht, ob sie noch lebte, oder ob der Tod sie schon ereilt hatte. Dion, der älteste Sohn, war dem Kaiser nachgezogen, um den Tod seines Bruders Epimedes zu rächen. Dieser ruhete unter dem Opferhügel, ja auch die Mutter lebte nicht mehr; der Gram um den Verlust ihrer theuren Kinder hatte sie getödtet. Ihre Urne war eingesenkt worden unter den Trauerweiden, die am Fuße des Hügels standen.

So war der Vater aller seiner Lieben beraubt, und deshalb saß er eben so trüb und traurig vor seinem Hause. Ein heißes Sehnen nach den Seinen erfüllte sein Herz, und ach, seine Religion gab ihm nicht die süße beseligende

Gewißheit, daß er sie nach diesem Erdenleben wiederfinden würde.

Die scheidende Sonne goß ihr rosiges Licht über die schöne Landschaft aus.

Da kamen zwei Männer des Weges daher. Midias sah erst auf, als sie dicht vor ihm standen, und er ihren Gruß vernahm. Einer der Männer war ein Bekannter des Midias, der in der Nähe seinen Wohnsitz hatte. Den anderen Mann kannte er nicht. Dem Aussehen nach war er kein Grieche. Midias fühlte sich sogleich von seiner Erscheinung gefesselt. Obwohl von der Last der Jahre gebeugt, flammte sein Auge wunderbar, und der Ausdruck seines Angesichtes bekundete die liebevollste Seele.

Der Grieche bat Midias, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. Midias lehnte es dankend ab. Der Grieche wiederholte dringend seine Bitte. „Es ist nicht weise," sprach er, „sich dem Grame zum Opfer bringen. Darum gehe mit mir in mein Haus, und laß uns fröhlich sein. Wie hast Du Dich doch so bald verändert! Der Winter des Lebens ist schnell über Dich gekommen, und hat seine Silberflocken auf Dein Haupt geschüttet. Pflücke darum eiligst die Blüthen der Freude, ehe Du ganz für das Leben erstirbst!" —

„Laß mich," bat Midias. „Ich störe nur den Kreis der Frohen, und vermag es noch nicht, mich aufzurichten!"

Da sprach der Fremde zu dem Griechen: „Du, der Du so freundlich warst, mir gastliche Aufnahme für die Nacht anzubieten, wirst mir gewiß eine Bitte erfüllen. Erlaube mir, diese Nacht hier zuzubringen, wenn der Mann, den Du Midias nennst, mir Obdach gewähren will."

Midias, der an dem Fremden Gefallen fand, bat

ihn, zu bleiben. Nun nahm der Grieche dem Fremdling das Versprechen ab, morgen bei ihm einzukehren. Darauf ging er von dannen.

Als der Fremdling sich zur Seite des Midias niedergelassen hatte, sprach dieser: „Wie, o Fremdling, Du bleibst lieber bei dem Kummervollen, als bei dem, dessen Haupt geschmückt ist mit der Freude Rosen? Ich hatte Freunde," setzte er trübe hinzu, „aber sie haben mich, seitdem ich von den Göttern verlassen bin, auch verlassen."

„Die waren nicht Deine Freunde!"

„Nicht?"

„Nein, glaube es mir. Im Unglücke erst bewährt sich der Freund. Wer Dich im Unglücke verläßt, war in That und Wahrheit nie Dein Freund."

„Ach," sprach Midias, „seitdem sie mir fehlen, drückt mich das Unglück desto tiefer. Dich, Fremdling, aber sah ich nie. Wie kommt es nun, daß Du so gern bei mir einkehrst, da doch das Licht der Freude auf Deinem Angesichte thront, und Dir mein Anblick sagen muß, daß man bei mir Glück und Lust vergebens suchen würde?"

Da richtete sich der Fremdling empor und sprach im würdigen, eindringlichen Tone: „Ich wandle im Auftrage eines mächtigen Herrn durch die Welt. Nach dessen Willen, den ich mit Freuden erfülle, soll ich fröhlich mit dem Fröhlichen sein, und trauern mit dem Trauernden. Aber bei den Trauernden zu weilen und sie zu trösten, das hat er mir als die heiligste Pflicht vorgezeichnet. Er hat mir eine Botschaft mitgegeben, welche die Kraft in sich schließt, Frieden, Ruhe und Glück zu schaffen dem menschlichen Herzen, — einen Trunk, der kranke Herzen heilt und den Durst nach irdischen Dingen löscht, — ein Licht, das da

leuchtet, wenn der Erde Trübsal Nacht senkt auf unsere Seele. Alle Mühseligen und Beladenen sollen durch die Himmelsgabe, die er mir gegeben hat, erquicket werden. Siehe, solch ein Gut trage ich bei mir, und jemehr Deine Seele begehrt, jemehr will ich Dir geben."

„O Du wunderbarer Mann," sprach Midias, „Dein Wort weht mich an wie frische Morgenluft, Deine Gedanken legen sich so sanft an mein Herz, daß der Schmerz, der mich erfüllt, nachläßt von seiner Schärfe. O es drängt mich, Dir Alles, Alles zu vertrauen, was mich darniederdrückt. Meine ganze Seele will ich Dir öffnen, damit Du erkennst, welch ein Leid die Götter über mich verhängt haben. Dann aber reiche mir Deinen Wundertrank, und laß Dein Licht segnend leuchten in meine Nacht hinein."

Und er erzählte ihm in glühenden Farben, wie glücklich er mit den Seinen gelebt, und in welcher Weise er sie verloren habe.

Als er geendet hatte, beugte er sich nieder, verhüllte sein Angesicht und weinte.

Da sprach der Fremdling: „Sage mir noch einmal: Was that Dein Sohn, als ihn der Tod überraschte?"

Midias antwortete: „Er sang ein Lied zum Ruhme der Wahrheit und der Tugend. Kurz zuvor hatte er mir noch gesagt: „„Vater, ich will singen, was mir die Götter in meine Brust legen werden.""

Der Fremdling sprach hierauf: „In den Göttern hat er den Allvater geehrt, der Himmel und Erde gemacht hat. Zu dessen Ruhme ist also sein Lied erklungen. O so preise denn seinen Tod, denn hätte er wohl in einem glücklicheren Augenblicke sterben können?" —

„Doch nun sage mir," fuhr er fort, „hast Du bisher nichts von Deiner Tochter erfahren?"

„Nichts," antwortete der Vater in schmerzlicher Bewegung. „Ich rechne sie schon zu den Todten, denn mein Auge wird sie wohl nie wiedersehen."

„Sie wurde Dir geraubt zur Zeit, als Nero hier war?" fragte der Fremdling, indem er nachdenklich vor sich hinblickte, und die Hand an die Stirn legte.

Darauf wandte er sich plötzlich zu Midias und sprach: „Trauernder Vater, vielleicht kann ich Dir Nachricht von Deiner Tochter bringen. Hieß sie etwa Acte?"

Da war es, als ergösse die Sonne plötzlich durch dunkles Gewölk einen Lichtstrahl auf das Angesicht des Midias, so verklärt ward es. „Ja, ja," rief er, indem er die Hand des Fremdlings ergriff, „so heißt sie. O sage mir, was weißt Du von Acte?"

„Ich komme," entgegnete der Gefragte, „aus Rom, und war zugegen, als Nero in die Hauptstadt einzog. Ein Mädchen von seltner Schönheit begleitete ihn, und als sie vorüberzogen, erscholl es von Mund zu Munde: „„Sehet, die schöne Griechin, sehet die schöne Acte!""

Dieser Nachricht folgten die lebhaftesten Freudenäußerungen Midias. Die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe, erfüllte sein Herz mit Glück. Doch gar bald ward er wieder traurig.

„O," sprach er voll tiefer Wehmuth, „ich wollte den Göttern danken, aber der Dank starb mir auf meinen Lippen. Wohl lebt meine Tochter, aber wo lebt sie? — In dem Hause des Mörders meines sanften Sohnes! Und ist er nicht auch die Ursache, daß mein Dion sein Vaterhaus verlassen hat? Nein, ihr Götter, ich vermag

es nicht, euch zu danken. Ihr habt mir mehr auferlegt, als ich zu tragen vermag. Leer ist meine Brust, und — o schrecklicher Zustand! — der Glaube an euch ist erschüttert!"

„Wohl Dir," sprach der Fremdling, „wenn der Glaube an Deine Götter erschüttert ist, wohl Dir, wenn sie in Trümmern liegen vor Deiner Seele. Auf den Trümmern aber will ich Dir ein Zeichen erbauen, das hoch empor zum Himmel reichen wird. Ja, Midias, Du blickst mich fragend an, aber glaube mir, wenn das Licht des neuen Tages sich über Deine Heimath ergießen wird, dann wird auch Deiner Seele eine neue Sonne leuchten und das Dunkel zerstreuen, das Dein Gemüth umnachtet. Wisse, dort über den Sternen, die golden aus dem Dunkel hervortreten, dort wohnt der einige Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach und kein Haar von unserem Haupte fällt. Ihm mußt Du vertrauen, ihm Dich ergeben, an seiner Hand mußt Du wandeln lernen, wie ein Kind an der Hand des Vaters. O wie freue ich mich, daß seine Vorsehung mich zu Dir geführt, und daß er einen Trost in meine Hand gelegt hat, der in Deiner Seele eine heilige Ahnung von ihm erwecken, und Dich zum Glauben zu ihm führen wird. Wisse nur, Deine Tochter ist schon die Retterin vieler Unschuldigen geworden. Freilich vermag sie nicht, die Blutgier des Tyrannen ganz zu zähmen, aber daß sie ihre Gunst, in der sie bei dem Tyrannen steht, schon oft für Gefangene und Verurtheilte zu deren Heil angewendet hat, das steht unzweifelhaft fest." —

Freudenthränen stürzten auf's Neue aus Midias Augen. „Ja, ja," rief er, „daran erkenne ich meine Toch-

ter! O sie hat ein erbarmendes, mitleidiges Herz, und sie wird gewiß in der Hülfe, die sie Leidenden gewährt, Trost und Ersatz für ihren eigenen Kummer suchen."

„Nun siehe," fuhr der Fremdling fort, „wie Gott Dich ehrt. Durch Dich — denn Dein Geist des Erbarmens ist ja von Dir in Deine Tochter übergegangen — rettet der Herr des Himmels und der Erde in der Ferne so viele Unglückliche! Vielleicht steigen in dieser Stunde Gebete für Deine Tochter von Geretteten zum Himmel empor, und flehen zu Gott um Segen für sie. Gott aber, der alle Dinge weiß, der segnet auch den Vater eines Kindes, das Erbarmen mit den Unglücklichen und Leidenden hat. Siehe, Du trauernder Vater, wie viel Ursach Du hast, Deine Thränen zu trocknen. Aber höre mich, ich will Dir noch andern Trost spenden, der Dein Herz mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifen soll."

Und nun rollte der Fremdling vor Midias Seele das Leben des Heilandes auf, der in Gott gelebt hatte, und in Gott gestorben war.

„Ach die Zeit war noch nicht fern,
Jene Zeit, da arme Fischer
Lagen an der Brust des Herrn."

Er zeigte ihm die Nichtigkeit seiner eingebildeten Götter, und lehrte ihn kennen den einigen Gott im Himmel, dessen Kinder wir sind. Er stellte es als die höchste Stufe der Frömmigkeit dar, sich in Wahrheit als ein Kind Gottes zu fühlen, sich dem göttlichen Willen vollständig zu ergeben. „Haben wir diese Stufe erst erreicht," sagte er, „dann dienen uns alle Dinge zum Besten, Leid und Freud, Leben und Tod. Der Gott, den uns der Heiland offenbart hat, will die Erde wieder in ein Paradies, in

einen Ort der Glückseligkeit verwandeln. Dieser heilige Ort ist am seligsten, weil er die größte Liebe übt, und wir haben den über die Erde wandeln sehen, der Theil hatte an dieser göttlichen Seligkeit, denn er war Eins mit Gott in der Liebe und in dem heiligen Willen, uns alle zum ewigen Glücke zu führen. Wer von seinem Geiste durchdrungen ist, der sagt auch im größten Leid: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" — der ist bereit, Alles, auch das Liebste zu opfern, wenn es Gottes unerforschlicher Rathschluß verlangt. Seine Seele hängt mit kindlicher Liebe und gläubigem Vertrauen an Gott, und lebt bei allen Schickungen, von denen er getroffen wird, der festen Ueberzeugung, daß sie zum Heile der Menschheit gereichen, und daß Vieles, was uns hier dunkel ist, in der Ewigkeit offenbar werden wird."

In glühender Begeisterung trug der Fremdling dem Midias die Lehren des Christenthums vor. Er führte ihn:

„In jenen Wald voll Balsamkühle
Und ewig grün: Das Wort des Herrn,
Wohin aus banger Lebensschwüle
Gekränkte Wandrer ziehen gern.

Da rauscht uns Trost, da duftet Hoffen
Im heil'gen Walde jeder Strauch,
Von seines Auges Strahl getroffen,
Erregt von seines Mundes Hauch."

Die Nacht eilte dahin, und als das Frühroth am Himmel erglänzte, begaben sich die beiden Männer an das duftende Ufer des Alpheus, und Midias, dessen Geist von der göttlichen Lehre des Heilandes erleuchtet worden war, empfing die Taufe. Der Fremdling aber, der ihn taufte, war ein Jünger des Herrn.

Funfzehntes Kapitel.

Die Liebe eines Vaters.

Auf dem kleinsten der sieben Hügel, auf denen Rom erbaut war, stand das Capitolium, diese berühmte herrliche Burg, in welcher sich die Bildsäulen des Jupiter, der Juno und der Minerva befanden. An dem Gebäude war Glanz und Kostbarkeit verschwendet. Die Vergoldung allein soll 12,000 Talente (gegen zwölf Millionen Thaler) gekostet haben, weswegen die Burg auch von den Römern die goldene genannt wurde. Selbst die Dachziegel, die ursprünglich von Erz angefertigt waren, hatte Q. Catulus vergolden lassen.

In diesem Tempel befand sich Nero und opferte dem Jupiter. Eine unzählbare Menge Volk stand vor dem Tempel und in den angrenzenden Straßen, die Rückkehr des Kaisers erwartend. Endlich erschien er, von einem reichem Gefolge umgeben. Der Reichthum, den Nero bei dem Zuge zur Schau trug, erregte Staunen und Bewunderung, die meiste Bewunderung erntete aber auch heut wieder die schöne Griechin, die der Abgott des Volkes geworden war.

Acte befand sich jetzt beinahe schon ein Jahr lang

in Rom. Sie hatte anfangs ihren Gebieter oftmals mit Thränen gebeten, die Eltern und die Brüder nach Rom kommen zu lassen. So sehr sie nun auch beim Kaiser in Gunst stand, so hatte er ihr endlich doch im Zorn mit dem Tode gedroht, wenn sie es noch einmal wagen würde, diesen Wunsch zu äußern. Sie solle Alles vertrauensvoll seinem Ermessen anheimstellen, hatte er ihr gesagt. So hatte sie schweigen müssen, aber ihre Liebe zu den Ihrigen war nicht erloschen, ihre Sehnsucht, sie zu sehen, nicht geringer geworden, als am ersten Tage der Trennung.

Der Jubelruf des Volkes erscholl, aber wenn sich helle, fröhliche Töne darein mischten, so galten sie nur der Acte, denn die Huldigung, die man dem Kaiser brachte, war wie immer eine gezwungene, an der Jedermann aus Furcht Theil nahm. Niemand aber mochte wohl mit solcher Innigkeit auf die schöne Griechin schauen, als ein alter Mann, der sich mit großer Kraft durch die Menge Bahn brach, als die kaiserlichen Wagen vorüberkamen. — „Ja, ja, sie ist es!“ sprach er in inniger Bewegung, und preßte seine zitternden Hände auf die Brust.

Bald war der Zug vorüber, und die Menge verlief sich nach und nach.

Der alte Mann — es war Midias — befand sich noch in der Nähe des Capitols, und gesellte sich dort zu einem andern Manne, den er zu kennen schien.

„Ich habe mein Kind gesehen,“ sprach er bewegt, „meine Acte, umgeben von dem eitlen Glanz der Welt und von den Zeichen vergänglicher Macht. O meine Rose, der ich ins holde Angesicht geschaut habe, noch duftest Du lieblich. Aber der Modergeruch der sinnlichen Welt wird

Deinen Glanz verdunkeln, wenn nicht bald der Retter erscheint!"

Und er wandte sich zu seinem Begleiter und sprach: „Sollte ich wohl länger noch zagen? Muß ich nicht Alles daran setzen, um das Schäflein dem Herrn zuzuführen? O wie lieblich wird diese Blume blühen im Garten des Herrn, wenn die Christuslehre sich wie der Thau des Himmels auf sie herablassen wird! Nein, ich will nicht länger zagen, ich will dem Beispiel des frommen Hirten folgen, der sein Leben lässet für seine Schafe."

„Wie willst Du es aber möglich machen, Dich ihr zu nahen?" fragte der Begleiter.

Midias entgegnete: „Habe ich nicht gestern erfahren, daß das Gebäude, in welchem Nero die Christen gefangen hält, sich in dem Bereich seines Palastes befindet? Habe ich nicht erfahren, daß Acte, von Mitleid getrieben, schon mit gefangenen Christen gesprochen hat? — Siehe, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde öffentlich das Bekenntniß des Christenthums ablegen, — man wird mich ergreifen, — man wird mich in den Kerker führen! Das Andere will ich dem himmlischen Vater überlassen. Gefällt es ihm, so werde ich mein Kind sehen, und an der Hand will ich dann das theure Kleinod nehmen und es dem Heiland zuführen." —

Der Begleiter blickte voll Rührung auf den guten Vater. Dieser aber fuhr fort: „Grüße die Brüder, und bleibet stark im Glauben. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen auf dieser Erde, darum nimm meinen Dank für alle Liebe und Treue, die Du mir, der ich als Fremdling hier einzog, erwiesen hast. Willst Du mir noch eine Liebe erweisen, so forsche fernerhin nach meinem Sohne

Dion. Vielleicht lebt er noch. Findest Du ihn, so sorge für sein Seelenheil! Zeige ihm den Jesus von Nazareth, der dem Petrus warnend zurief: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ der am Kreuze noch für seine Feinde betete, dessen Religion keine Rache kennt.“

Als Midias dies gesagt hatte, nahm er Abschied von seinem Begleiter; und ging darauf schnellen Schrittes dem Markte zu, auf dem sich viele Menschen befanden. Und er redete die ihm Zunächststehenden an und sprach:

„Höret Ihr Männer von Rom, ich bekenne es, daß ich abgelegt habe den thörichten Glauben an die Götter, und daß ich ein Christ geworden bin.“

„Du bist ein Christ?“ riefen Viele wie aus einem Munde, und da er seine Erklärung ernstlich bekräftigte, ergriffen sie ihn und überwiesen ihn den Häschern. Diese aber führten ihn unter harten Mißhandlungen nach dem Kerker.

Sechzehntes Kapitel.

Wiedersehen.

In dem, hinter dem Hauptpalaste liegenden Garten befand sich ein Tempel, der in früherer Zeit der Göttin Seja (der Saat) zu Ehren gebaut worden war. Diesen Tempel hatte Nero ganz mit durchsichtigem capadocischen Marmor überziehen lassen, und ihn der Acte zur Wohnung übergeben.

Es war am Nachmittage. Acte verließ so eben ihren Marmorpalast und lustwandelte im Garten. Sie hatte ein Körbchen, aus Silberdraht geflochten, im Arm. Pfauen kamen herzu und nahmen das Futter aus ihrer Hand. Eben so machten es auch die Schwäne, als sie ihre Herrin am Ufer des Teiches erblickten. Als Acte sich entfernte, verließen einige Schwäne das Wasser und folgten ihr ein Stück. Acte drehte sich um, ließ sich lächelnd und mit fröhlichen Worten herab, streichelte ihre Lieblingsvögel, die sich mit ihren Köpfen sanft an sie schmiegten, und schüttete darauf den nur noch geringen Inhalt des Körbchens in das Wasser, in das nun auch wieder die Schwäne gingen. Ihnen mit freundlicher Geberde fröhliche Worte zurufend, ging nun Acte geschwind von dannen. Sie kam zu einem

Quell, der am Fuße eines kleinen, von Pinien beschatteten Felsenhügels murmelnd emporrauschte, und setzte sich hier auf eine Moosbank, vor der ein kunstreich gearbeiteter Marmortisch stand. Zufällig begegnete ihr Auge einem, dem Hügel gegenüberstehenden Gebäude. Da flog ein Schatten des Trauerns über ihr schönes Angesicht, und ein Seufzer stieg tief aus ihrer Brust empor. Dies Gebäude war nämlich das Gefängniß für die Christen, von dem im vorigen Kapitel schon die Rede war. Die Thüren desselben waren mit mächtigen Schlössern und die Fenster mit starken eisernen Gittern versehen. Acte kannte das beklagenswerthe Loos der Gefangenen. Sie waren für die Vorstellungen im Circus bestimmt, und die Jungfrau wußte, wie schwer es hielt, von Zeit zu Zeit für einen oder den andern der Unglücklichen Gnade zu erflehen. Als sie nach Rom gekommen war, hatte man ihr viel Uebles von den Christen erzählt. Da dieselben, um den Verfolgungen zu entgehen, ihre Versammlungen heimlich halten mußten, hatte ihnen der Irrthum und die Bosheit viel Böses nachgesagt. Bei ihren Versammlungen, hieß es, würde Menschenblut getrunken, und zwar besonders das Blut der Reichen, die sie tödteten, um ihr Geld wie ihr Blut unter sich zu vertheilen. Aber sehr bald mißtraute sie solchen Worten. Wie starben die Christen doch so todesmuthig für ihren Glauben! Wie verschmähten sie doch so standhaft irdische Ehre und irdisches Gut, wenn man sie durch eins oder das andere locken wollte, ihrer Religion untreu zu werden! Acte hätte gern einmal einen Christen über seinen Glauben befragt, dies aber durfte sie nicht wagen, denn sie kannte den glühenden Haß, welchen Nero gegen das Christenthum in sich trug.

Einige bleiche Gesichter und gefaltete Hände erblickte sie hinter den Eisengittern. Ihr ward so trüb und weh in ihrem Herzen, sinnend sah sie zum murmelnden Quell hinab. Und die Gedanken an das Unglück Anderer erweckten trübe Erinnerungen aus dem eigenen Leben.

Es stiegen die Tage des Glückes, die sie in ihrer Heimath verlebt hatte, vor ihrer Seele empor, die sonnigen Tage der Liebe und Freude. Ach, in allem Glanz, in aller Pracht hatte sie hier doch Niemand, den sie lieben konnte. Seit länger als einem Jahr war sie getrennt von den Lieben. Wie mochte es dem guten Vater ergehen? wie der liebevollen Mutter? — Was mochte wohl der kühne Dion jetzt gerade beginnen? und was der sanfte Sänger Epimedes? — So fragte ihre Seele, aber Niemand gab ihr Antwort. Und es war ihr, als hörte sie in dem Murmeln des Quells und in dem Geflüster der Bäume einen sanften Nachhall der Lieder, die der Bruder in glücklichen Tagen gesungen hatte. Sie senkte ihr Haupt; Thränen rollten leise über ihre Wangen.

Da hörte sie plötzlich in sanftem Tone ihren Namen rufen.

Sie fuhr empor, sie glaubte zu träumen, denn welch ein Ton war das, den eben ihr Ohr vernommen hatte! Sie zitterte, wonnebebend sprach sie vor sich hin: „Es ist nicht möglich, denn das war meines Vaters . . . .“

Und wieder rief die Stimme ihren Namen.

Da blickte sie in zitternder Eil im Garten umher — Niemand war zu sehen. „Geliebter theurer Vater, tritt hervor!“ rief sie, denn sie wähnte, Nero habe sein Wort gelöst, habe die Ihrigen nach Rom kommen lassen.

Da rief zum dritten Male die Stimme. Jetzt hatte

Acte genau gemerkt, von welcher Seite der Schall kam. Sie blickte nach dem Gefängnisse. Hinter einem Eisengitter des Erdgeschosses sah sie einen Greis, dessen Silberbart auf seine Brust herabwallte. Und siehe, er erhob seine Hand, und winkte der Jungfrau. Da wich der Purpur, mit dem das freudige Entzücken die Wangen der Jungfrau übergossen hatte; bleich ward ihr Angesicht; ihre Füße versagten ihr fast den Dienst. Doch einen Augenblick nur dauerte dieser Zustand. Gleich darauf eilte sie zum Gefängniß.

Ja, er war es, der Vater, der theure Vater!

Mit gerungenen Händen fiel sie vor dem Gitter auf ihre Knie nieder. „O ihr allbarmherzigen Götter," rief sie, „was muß mein Auge sehen! Vater, theuerster Vater, sage mir, was ist geschehen, daß Du dem Kerker übergeben worden bist!"

Sie drückte ihr Haupt an die Eisenstäbe und ein heißer Thränenstrom stürzte über ihre Wangen.

Auch aus des Vaters Augen floßen Thränen in den ehrwürdigen Bart hinab. Er ergriff die Hände der Tochter, die sie ihm durch das Gitter entgegenstreckte, drückte sie fest an seine Brust und sprach, indem er mit dem Ausdruck des innigsten Dankes emporblickte: „Vater, heiliger Vater, du hast mein Gebet erhöret; o du wirst Alles gut machen!" — Darauf, sich zur Tochter wendend, sprach er voll väterlicher Besorgniß: „Theuerste Tochter, eile jetzt von hinnen, auf daß kein Verräther uns erblicke. Komm aber, wenn es Dir möglich ist, in der Nacht wieder zu mir, dann sollst Du Alles erfahren. Jetzt gehe, meine Tochter, mein theures Kind!" — Aber Acte, die des Vaters Hand ergriffen und zu ihrem Munde gezogen hatte,

konnte nicht von ihm lassen; Thränen erstickten ihre Stimme, sie verging fast in dem Sturm der Gefühle, die ihr treues Kindesherz ergriffen hatten. Laut mußte der Vater sie mahnen, mußte sie beschwören bei Allem, was ihr heilig sei, mußte sie endlich daran erinnern, daß sein augenblicklicher Tod die Folge ihres Verbleibens sein könne, ehe sie von ihm ging. Aber noch einmal wandte sie sich um, noch einmal sank sie laut weinend an dem Gitter nieder dann, alle ihre Kräfte zusammen nehmend, schwankte sie von dannen.

Siebenzehntes Kapitel.

Feindschaft gegen das Christenthum.

In derselben Zeit, in der das eben Erzählte vor sich ging, wurden im kaiserlichen Gemache, das wir bereits im zweiten Kapitel kennen gelernt haben, neue Vorbereitungen zur Unterdrückung des Christenthums getroffen.

„Sage mir," sprach Nero zu Narcissus, „hat es schon je einen Fürsten von meiner Macht auf Erden gegeben?"

„Nie, Herr," antwortete Narcissus mit schmeichelnder demüthiger Geberde. „Eure Hand ist gewaltig, und Euer Wille ist stark wie der Natur unwiderstehliche Kraft. Was Ihr wollet, das geschieht, und was Ihr der Vernichtung weihet, das ist todt."

„Ich weiß es," sprach Nero, indem er voll Hochmuth sein Haupt erhob, „daß noch Keiner es verstanden hat, ein Volk wie ich zu regieren. Aber," setzte er finsteren Blickes hinzu, „in einem Punkte habe ich bis jetzt noch zu große Milde walten lassen."

Narcissus horchte hoch auf.

Nero's Gesicht nahm einen schauerlichen Ausdruck an; die Stirnadern traten hervor; aus den Augen leuchtete das Feuer ungesättigten Hasses.

„Das Christenthum ist noch nicht vertilgt!“ rief er mit wüthender Stimme. „Narcissus, ich mache Dich mit Deinem Leben dafür verantwortlich, daß binnen Jahresfrist diese Religion mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist! Das Christenthum gefährdet meine Macht, denn es zieht uns Hohe herab, und wagt es, uns den übrigen Menschen gleich zu stellen.“

„Herr,“ sprach Narcissus, „Dein Wille soll geschehen. Gestatte es Deinem Knecht, die Mittel zu nennen, die nach seiner Meinung gegen das Christenthum angewandt werden müssen.“

Nero neigte zustimmend sein Haupt.

„Wir müssen vor allen Dingen den Haß der Reichen gegen das Christenthum rege machen. Folgende Meinung muß vorbereitet werden: Das Christenthum bringt den Staat in Gefahr, und führt uns, wenn es den Sieg erringt, ins Verderben. Die Häupter der Christen, die sich Apostel nennen, sind die selbstsüchtigsten Menschen. Sie enthalten sich aller irdischen Genüsse nur deshalb, um bei dem Pöbel Anklang zu finden. Haben sie den großen Haufen des unwissenden Volkes für sich gewonnen, so beabsichtigen sie einen Aufstand. Dann erst werden die Apostel mit ihren wahren Absichten hervortreten, und sich durch den Sieg des Pöbels zu Herren machen lassen. Wehe dann allen Reichen! Der Pöbel wird sie tödten und ihre Güter unter sich theilen! — Siehe, Herr,“ fuhr Narcissus mit wichtiger Miene fort, „wenn solche Ansichten über die Christen verbreitet werden, dann werden alle Reichen schon aus Furcht den Häschern bei der Ergreifung der Christen beistehen, und wir kommen dann um so schneller zum Ziel.“

Nero's Angesicht ward wieder heiter.

„Dein Mittel ist gut," sprach er. „Sorge für Verbreitung dieser Meinung! Auch kann hinzugefügt werden, daß die Christen einen neuen Brand Rom's im Sinne haben. Alle Mittel seien in Bereitschaft gesetzt, bei der, während des Brandes entstehenden Verwirrung das Geld und Gut der Wohlhabenden zu stehlen. Der Kaiser werde zwar mit erneuter Kraft die Verfolgung der Christen beginnen, es sei ihm aber dabei der freiwillige Beistand aller treuen Unterthanen nöthig." —

Narcissus verzog sein Gesicht zu einem demüthigen Lächeln. „Mein kaiserlicher Herr," sprach er, „Ihr seid so weise wie mächtig. Ich verspreche mir den herrlichsten Erfolg von der Anwendung dieses Mittels. Ihr sollet sehen, wie gern uns das Volk behülflich sein wird, die Christen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen. Bald werden wir auf diese Weise den letzten Funken der neuen gefährlichen Lehre in dem Blute der Christen erlöscht haben!"

Nero erhob stolz sein Haupt und sprach: „Das Christenthum soll sich beugen unter dem Scepter meiner Kraft oder — — —"

Da erdröhnte plötzlich der Mosaikboden des Gemaches. Die Statue eines der Hausgötter war von ihrem Piedestal herabgefallen; der abgebrochene Marmorkopf rollte vor Nero's Füße.

Nero erbleichte; seine Gedanken verwirrten sich.

Nicht so Narcissus. Er verstand es, Alles, was geschah, augenblicklich in das System des Luges und Truges zu weben, er wußte mit glatter Zunge jegliche Besorgniß in der Seele des Kaisers zu zerstreuen.

Indem er den Kopf der Bildsäule aufhob, sprach er mit zuversichtlicher Miene: „Siehe, o Herr, dieser Gott, dessen Statue zerbrochen zu Deinen Füßen liegt, hat Dir damit zeigen wollen, daß das Christenthum die Zerstörung unserer erhabenen Religion beabsichtigt.“

Nero erhob seine Hand, indem er in die pathetischen Worte ausbrach: „Nimmer soll dies geschehen! Ihr Götter, vergebt mir meine Milde gegen die Feinde unserer Religion! Und wie ich dir, dem zürnenden Gotte, ein um so schöneres Bildniß setzen will, so will ich auch die geschändeten Altäre unserer Religion zu neuer Herrlichkeit emporheben!“

Als sie noch so redeten, kam der Hauptmann der Palastwache, der täglich zu einer bestimmten Zeit vor dem Kaiser erscheinen mußte.

„Hast Du mir etwas Wichtiges zu melden?“ fragte Nero.

„Nichts, Herr, als die Gefangennehmung eines jungen Griechen vor dem Palaste.

„Was that er?“

„Er schien uns verdächtig, da er an dem Eingange des Palastes stand, und zwar zu einer Zeit, in der der Kaiser zuweilen ausfährt. Er wurde schon gestern dort bemerkt.“

„Trug er Waffen?“

„Nein.“

„Wo ist er jetzt?“

„Er befindet sich, geschlossen mit schweren Ketten, im Kerker. Was soll nun mit ihm geschehen, o Herr?“

Nero blickte den Hauptmann streng an: „Mit einem, der Dir verdächtig erscheint? — Danach fragst Du mich?“

„Kaiserlicher Herr," entgegnete der Hauptmann, „höre Deinen Knecht! Hätte ich eine Waffe an dem Griechen bemerkt, so würde ich diese Frage nicht gethan haben. Als ich ihn waffenlos fand, wollte ich ihn schon frei lassen. Doch etwas Anderes hielt mich davon zurück. Er hat eine so kraftvolle Gestalt, wie sie wohl selten zu finden sein mag, und da dachte ich, er möchte sich dazu eignen, die Zahl der Gladiatoren, die im Circus auf Leben und Tod kämpfen müssen, zu vermehren. Er würde eine Zierde der Kämpfer sein."

Nero nickte mit dem Kopfe und sprach: „Sorge dafür, daß er in der nächsten Vorstellung mit auftritt!"

Hierauf erhob er sich und verließ, begleitet von Narcissus, das Gemach.

Der gefangene Grieche war kein anderer als Dion, der Sohn des Midias, der Bruder Acte's. Alle Versuche, sich dem Kaiser mit Waffen zu nahen, waren mißlungen. Endlich war er auf den verzweifelnden Entschluß gekommen, sich ohne Waffen in die Nähe des kaiserlichen Palastes zu wagen. Man würde, hatte er gemeint, wenn man ihn waffenlos fände, an nichts Uebles denken. Seiner Ansicht nach war er verpflichtet, den Bruder zu rächen. Nun war noch dazu gekommen, daß er seine Schwester am Hofe des Kaisers wußte. Den Tyrannen zu tödten, hielt er nun um so mehr für unabweisliche Pflicht, und er hatte endlich, da mancherlei Pläne gescheitert waren, den tollkühnen Entschluß gefaßt, ihn mit seinen Händen zu erwürgen.

Achtzehntes Kapitel.

Vater und Tochter.

Es war Mitternacht. Hell strahlten die Sterne vom Himmel herab und ergossen ihr reines Licht über Rom, das unter dem Drucke des Tyrannen seufzte. Da verließ Acte, in einen dunklen Mantel gehüllt, ihr Marmorschloß. Leicht wie ein Schatten schwebte sie zwischen den Säulen dahin und erreichte bald einen dunklen Gang, der sie bis in die Nähe des Gefängnisses der Christen führte. Leise rief sie hier einen Namen. Da trat hinter dichtem Gebüsch eine große Mannesgestalt hervor — es war der Kerkermeister, der die Jungfrau erwartete. Er legte die Hand auf den Mund und winkte darauf Acte, ihm zu folgen. An der Seitenfront des Hauses öffnete er eine Thür, ließ Acte hinein und schloß darauf von innen wieder zu. Er zündete nun eine Leuchte an und führte die Jungfrau einen schmalen Gang entlang. Endlich kamen sie an ein kleines Gemach. Der Kerkermeister ergriff den schweren eisernen Riegel. Aber ehe er öffnete, sagte er: „Verweilet bei dem Gefangenen nicht zu lange, denn Ihr wisset, welche Gefahr über meinem und vielleicht auch über Eurem Haupte schwebt! Ich werde von

Zeit zu Zeit durch leises Pochen an der Thür anfragen, ob Ihr das Gespräch mit dem Gefangenen beendet habt. Acte drückte ihm einen Beutel Goldes in die Hand und ging nun durch die geöffnete Thür in den Kerker hinein. Hell schien der Mond durch das Gitter und ergoß sein mildes Licht auf das ehrwürdige Angesicht des Vaters, der in sanftem Frieden auf seinem harten Lager schlummerte. Acte kniete nieder am Lager und auch ihre Gestalt umfloß des Mondes reines Licht. Sie ergriff des Vaters Hand und rief ihn leise bei Namen. Da schlug er seine dunklen Augen auf. Andachtsvoll sah er empor, leise bewegten sich seine Lippen, ach, er glaubte im Himmel zu sein, er glaubte, ein Engel des Himmels schaue auf ihn herab. Doch bald erkannte er die geliebte Tochter, hob sich vom Lager empor und zog sie weinend an sein Vaterherz. O wer schilderte das Glück und das Leid, das Beide bei solchem Wiedersehen empfanden! Nun erzählte Midias der Tochter das Schicksal ihres Hauses, theilte ihr mit den Tod der guten Mutter, den Tod des theuren Bruders. Auch von Dion sprach er. Darauf schilderte er die Zeit seines Leidens über den Verlust der Geliebten. „Und weißt Du, theuerste Tochter, fuhr er fort, was allein mich wieder aufrichtete, was allein mich wieder zum Frieden führte? Es war das Christenthum, diese heilige Religion, die jetzt noch so verkannt wird auf Erden. Siehe, meine Tochter, ich bin ein Jünger dessen geworden, der Gottes liebster Sohn und der Menschen größter Freund ist, ein Jünger Jesu Christi, der gesagt hat: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Er, der Heiland und Seligmacher, ist's, der auch uns in dieser Stunde

zusammen führt, der auch Dich aufnehmen will in sein Reich, das von Ewigkeit zu Ewigkeit währt. Als ich erfuhr, daß Du am Hofe des Kaisers seiest, machte ich mich auf, um Dir die Botschaft des Heils zu verkünden. Aber wie sollte ich zu Dir kommen? Durfte ich mich bei Nero als Deinen Vater zu erkennen geben? Da erfuhr ich, daß Du Dich schon öfter theilnahmsvoll der gefangenen Christen angenommen hättest, und siehe, das bestimmte mich, frei und öffentlich meinen Glauben zu bekennen. Die Gewalt führte mich hierher, und Gott hat uns nun zusammengeführt. Wohl weiß ich, daß baldiger Tod mein Loos sein wird, aber ich zittre und zage nicht. Gelingt es mir, in Dir, meiner theuersten Tochter, den Geist des Herrn lebendig zu machen, so will ich gern sterben. Dann meine Tochter, hast Du die Schätze in Deiner Seele, die unabhängig sind von Glück und Unglück."

Und nun führte Midias in begeisterten Worten der Tochter das Leben des Heilandes vor. Wie Maria saß sie zu seinen Füßen und hörte seine Rede. Die Erkenntniß des Heils ging ihr in des Vaters Worten auf gleich einer Himmelssonne. Wohl und selig ward ihr im Herzen, als Midias erzählte, wie der Heiland rein und schuldlos, liebend und helfend wandelte, von Kindesbeinen an bis auf Golgatha, wie er segnete den Freund und vergab dem Feind, wie die Schlange der Sünde, der er den Kopf zertrat, ihr in die Ferse stach, wie die Undankbarkeit und die Selbstsucht der Welt ihm die Dornenkrone auf sein heiliges Haupt drückte, der Hohn und Spott ihn mit giftigem Athem anhauchte, die Gewalt ihn an's Kreuz schlug, wie er aber, selbst in den schrecklich-

Neunzehntes Kapitel.

Das Bekenntniß.

Wenige Tage darauf gab Nero den vornehmsten Männern der Stadt ein großes Gastmahl. An der azurblauen Decke des Saales, in welchem das Mahl stattfand, glänzten goldene und silberne Sterne; auch waren Röhren an derselben angebracht, aus denen es von Zeit zu Zeit Blumen und Wohlgerüche auf die Gäste herabregnete. Die Gäste waren in weißen Toga's und mit Blumen bekränzt erschienen. Zu den Füßen eines jeden Gastes lag ein Sclave, der seine geringsten Wünsche und Launen zu erfüllen hatte. Liebliche Musik ertönte abwechselnd von mehreren Chören. Im Hintergrunde des Saales befand sich eine Bühne, auf der Tänzer, Gaukler und Schauspieler nach dem Wink des Kaisers auftraten. Sclaven reichten in goldenen Bechern die schwersten Weine umher.

Nero trug ein schneeweißes Gewand, das reich mit goldenen Stickereien und Edelsteinen besetzt war; sein Haupt war mit einem duftenden Blumenkranze geschmückt. Acte, in nicht minder schönem Putze, saß ihm zur Seite. Wie gern wäre sie dem Feste fern geblieben! Doch sie

war gekommen, um den Kaiser nicht zu reizen, denn er hatte ihre Gegenwart ausdrücklich verlangt. Wer auf ihrem Angesichte die Bewegungen des Herzens hätte lesen können, würde die große Umwandlung bemerkt haben, die in ihrem Innern vor sich gegangen war. Der Glanz, die Pracht und die Ueppigkeit des Hoflebens hatten für sie allen Reiz verloren. Ihre Seele weilte bei dem Vater im dunklen Gefängniß, und sie sann auf Mittel, ihn zu befreien.

Der Kaiser war bei guter Laune, und bald artete die Freude in übermüthige Lust aus.

Schon glüheten die Wangen der Gäste von dem Genusse der kostbaren Weine, da gab der Kaiser plötzlich einen Wink, der glänzende Vorhang der Bühne rollte herab und eine lautlose Stille trat ein.

Nero nahm aus der Hand des Sclaven eine Laute, sang Verse, die er gedichtet hatte und begleitete sie mit den lächerlichsten Geberden. Aber Gesang und Spiel fanden bei der Gesellschaft den wüthendsten Beifall, denn so wollte es ja der Tyrann.

Nach einer Weile gab er die Laute einem Sclaven und pfiff in eigenthümlicher Weise.

Da öffnete sich eine Seitenthür und herein trat der Afrikaner Libycus mit der Tigerin Phöbe. Eine entsetzliche Stille entstand in diesem Augenblicke im Saale, die Angesichter der Anwesenden erbleichten. Mit einem mächtigen Sprunge setzte das Unthier über Tafeln und Gäste hinweg und legte sich dem Kaiser zu Füßen. Darauf richtete sich die Tigerin mit dem Vorderkörper empor, ringelte in heftiger Bewegung den Schweif, öffnete röchelnd den weiten Rachen, in welchem man die blutrothe

Zunge bemerkte und sah dem Kaiser mit ihren funkelnden Augen in's Angesicht, gleichsam als wolle sie in demselben die Gedanken seines Herzens lesen.

Nero lächelte, denn solch ein Anblick that ihm wohl. Seine Wangen glüheten vom Genusse des Weines.

„Phöbe, rief er, indem er das Unthier streichelte, Du sollst heut auch einmal Theil haben an unserem Feste. Siehe, treuester meiner Unterthanen, solch ein Fest feiern wir zu Ehren unserer Götter. Und weißt du, wer die Altäre derselben stürzen und den Pöbel zum Genusse der Freude führen will? Die Christen sind es, die uns bedrohen mit ihrer Religion. Armselig und verachtet lebte und starb der Stifter derselben. Aber, du Gewaltige, du verstehst es am besten, sie zu strafen für ihre Vermessenheit. O du Schützerin unserer Religion, Rächerin frevelhaften Beginnens! Dein Bild von reinem Golde will ich aufstellen lassen zu den Füßen Jupiters. O wie dein Auge lodert, herrliche Phöbe! Wie du glühest, meine Befehle zu vollführen! Sage, gelüstet es dich, heut noch einen Christen zu zerreißen?“

Die Tigerin peitschte den Boden heftig mit ihrem Schwanze.

Da winkte der Kaiser einem an der Flügelthür stehenden Hauptmann, und kurze Zeit darauf ward ein Christ, der mit schweren Ketten geschlossen war, in den Saal geführt. Es war ein schöner Jüngling. Lockenhaar umwallte sein Haupt, über sein Angesicht war ausgegossen der Hauch demuthsvoller Ergebung.

Acte erhob flehend ihre Hände und sank dem Kaiser zu Füßen.

Doch Nero sprach: „Nicht immer, sanfte Acte, kann

ich Deine Wünsche erfüllen. Diesmal ist Dein Bitten vergebens."

Darauf zeigte er, der Tigerin zurufend, mit dem Finger auf den Christen, und nach einigen Augenblicken lag der zuckende Leichnam desselben am Boden.

Der Kaiser ergriff einen goldenen Becher Weins und forderte die Gäste auf, zu Ehren Phöbe's zu trinken.

Darauf sprach er lachenden Mundes: „Sah ich nicht vor wenigen Tagen einen weißbärtigen Thoren am Fenster des untersten Gefängnisses stehen? Holt mir den Alten herein!"

Acte zuckte zusammen. Es war ihr, als ginge ein Schwert durch ihre Seele, und sie fühlte, daß ein entscheidender Augenblick für sie herannahe.

Nicht lange währte es, da ward Midias in den Saal geführt.

Acte ergriff die Hand Nero's, und im Tone unendlichen Schmerzes rief sie: „Erbarmen! Tödte mich und und laß diesen leben!" Ein Thränenstrom stürzte bei diesen Worten über ihre Wangen.

„Ha," rief Nero ergrimmt, „dahinter steckt mehr als menschliches Mitleid!" und mit glühenden Blicken betrachtete er die Jammernde.

„Ja, bei Gott!" entgegnete sie, „es steckt mehr dahinter." Und sie richtete sich hoch empor und sprach mit fester Stimme:

„Auch ich bin eine Christin!" —

Eine lautlose Stille folgte diesen Worten. Die Anwesenden zitterten für das Leben der Jungfrau und waren erstaunt über die Worte, die sie gehört hatten. Nero war sprachlos vor Wuth; seine bleichen Lippen beb-

ten; die Adern der Stirn schwollen hoch auf und es schien, als wollte er mit seinen Blicken die Jungfrau durchbohren. Diese aber stand vor ihm in heiliger Ruhe, hatte die gefalteten Hände auf die Brust gelegt, und schien auf jegliches Urtheil gefaßt zu sein.

Der Kaiser wandte sich zur Tigerin, die aufmerksam auf seine Bewegungen lauschte. Er hob seine Hand, doch plötzlich ließ er sie wieder sinken. „Nein," rief er, vor Wuth tief aufathmend, „nein, mein Volk soll es sehen, wie ich unsere Religion ehre, mein Volk soll es sehen, wie schwer meine Hand die trifft, die von unsrer heiligen Religion abfallen!" — Darauf wandte er sich zu dem Hauptmann.

„Leget Ihr," rief er, „die schwersten Fesseln an und führet sie mit jenem Thoren in das tiefste Gefängniß!"

Da sprangen Sclaven herzu, ergriffen Beide und führten sie lautlos aus dem Saal.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Gladiatoren.

Einige Zeit darauf ließ Nero eine große Vorstellung im Circus zu Ehren des Julius Cäsar ankündigen. Der Circus soll nach geschichtlichen Nachrichten gegen 500 Fuß hoch und für 80,000 Menschen eingerichtet gewesen sein. Unendliche Pracht ward bei der Ausschmückung desselben aufgeboten, denn alles Volk sollte auch bei dieser Gelegenheit in der Meinung bestärkt werden, daß Nero der mächtigste Kaiser der Welt sei. Der Kampfplatz ward mit großen Bäumen besetzt, die man mit unendlichen Mühen und vielen Kosten aus dem Walde von Albano nach Rom gebracht hatte. Zahme Vögel, Pfauen, Fasanen u. a., hatten auf denselben ihren Sitz. Nero ließ für den weiten Raum des Theaters ein kostbares Zeltdach (Velaria) verfertigen, das bei der Vorstellung an Stricken über den Häuptern der Zuschauer ausgebreitet werden und Schutz gegen den Sonnenbrand gewähren sollte. Noch mit einer andern Einrichtung beabsichtigte Nero das Volk zu überraschen. An der mächtigen Ringmauer, an der sich stufenweis übereinander gehend, die Sitzreihen befanden, waren Röhren angebracht, durch die in der Hitze des Tages die Zuschauer von Zeit

zu Zeit mit einem Staubregen von kühlendem Wasser besprengt werden sollten.

Der Tag der Vorstellung war herangekommen. Das unter dem furchtbaren Drucke der Tyrannei tief gesunkene Volk hatte sich zahlreich eingefunden, das Theater war bis zu den obersten Plätzen gedrängt voll. „Sollte er wirklich die schöne Griechin den Thieren vorwerfen lassen?“ Diese Frage ging von Munde zu Munde. „Schade,“ hieß es, „daß sie sich, wie man sagt, zum Christenthum hat verführen lassen. Wir bedauern ihr Loos. Sie war sonst ein Muster der Frauen!“ — Plötzlich richteten sich aller Augen nach der, mit kostbaren Frescogemälden geschmückten kaiserlichen Loge. Nero erschien als pythischer Apoll. Der Jubel des Volkes ertönte.

Nero nahm auf einem Sessel Platz, Narcissus und mehrere vornehme Männer standen hinter ihm.

Das Schmettern der Trompeten verkündigte den Anfang der Vorstellung. Eine Pforte öffnete sich, und durch dieselbe traten eine Anzahl Gladiatoren auf die Arena und bewegten sich im langsamen Zuge einmal in der Runde umher. Mächtige Gestalten sah das Auge, eiserne Muskeln, gebräunte Gesichter, auf denen meist Trotz und Gleichmuth ihre Stätte aufgeschlagen hatte. Einer der Gladiatoren zog aber vor Allen die Blicke auf sich, es war der Bruder der schönen Griechin — Dion. Der Anblick der Männer regte alle Zuschauer mächtig auf, denn es handelte sich hier nicht um ein bloßes Schauspiel, sondern man wußte es ja, daß eine Anzahl der Kämpfer den Platz nicht lebend verlassen würde.

Die Gladiatoren bildeten wie die Schauspieler einen besondern Stand. Sie wurden besoldet, und es bekamen diejenigen von ihnen, die in den Kämpfen Sieger blieben, noch besondere Geschenke. Da die freie Neigung zur Wahl des Berufes entschied, geschah es eben nur ausnahmsweise, daß Jemand, wie es dem Dion ergangen war, gewaltsam gezwungen ward, in ihre Reihen einzutreten. Diejenigen, denen dies Schicksal bestimmt war, kamen selten mit dem Leben davon, auch wenn sie eine Waffe meisterhaft zu führen verstanden, denn wenn es den eigentlichen Gladiatoren frei stand, nur in der Kampfesweise aufzutreten, in der sie sich als Meister fühlten, so mußten es sich jene gefallen lassen, in jeglicher Weise den Zweikampf anzunehmen.

Als die Gladiatoren den Zug beendet hatten, begaben sie sich in die Mitte der Arena und stellten sich hier einander gegenüber. Das erste Paar der Kämpfer trat hervor. Die Kleidung bestand in einer rothen Tunica und einem breiten dunklen Gürtel. Ein jeder hielt in der rechten Hand einen dreizackigen Speer und in der linken Hand ein Netz. Der eine der Kämpfer war ein Deutscher, das konnte man auf den ersten Blick sehen, blau wie der Himmel waren seine Augen und goldenes Lockenhaar floß auf seine Schultern herab. Sein Gegner, kleiner von Figur, zeigte an seinen schwarzen Haaren und Augen, an seiner Adlernase und der Form des Gesichtes den echt römischen Ursprung. Beide waren schon öfter aufgetreten und hatten ihre Kraft und Geschicklichkeit in Kämpfen mit anderen bewiesen. Heute sollte es sich zeigen, wer von ihnen beiden der Mäch-

tigere sei. Die Kampfrichter prüften ihre Waffen und wiesen ihnen die Plätze, etwa zehn Fuß von einander entfernt, an.

Wie zwei unbewegliche Statuen standen sie sich einige Minuten gegenüber, jede Muskel schien angespannt zu sein, die Augen waren starr auf einander gerichtet. Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten Raume der Zuhörer. Plötzlich sprang der Römer dem Deutschen entgegen und that einen gewaltigen Stoß. Doch der Deutsche hatte eine Seitenwendung gemacht, so daß sein Gegner sein Ziel verfehlte. Zugleich zuckte der Dreizack des Deutschen durch die Luft, aber auch dieser Stoß war vergebens, denn der Römer hatte sich im Nu auf die Kniee geworfen und das Haupt gebeugt. Ehe jedoch der Deutsche Zeit gewann, seine Waffe an sich zu ziehen, hatte er einen Streifstoß am Schenkel erhalten. Das Blut rann am Fuß hernieder in den Sand. Ein freudiger Zuruf des Volkes erscholl, denn obgleich beide Kämpfer in hohem Ansehen standen, gönnte man doch am liebsten dem Landsmanne den Sieg. Dieser, durch den Erfolg aufgemuntert, schickte sich, siegtrunkenen Blickes, schon wieder zu einem neuen Angriff an. Der Deutsche war jetzt offenbar im Nachtheil, denn — das sah man deutlich — die Wunde hinderte ihn an der Bewegung. Unter den Zuschauern war es indeß lebendig geworden. Die Römer benutzten solche Kämpfe noch zu besondern Vergnügungen. Wie die Engländer bei den Hahnenkämpfen Wetten machen, so wurden auch hier Wetten eingegangen. Wenn man die Kämpfer kannte, geschah dies gewöhnlich schon vor der Vorstellung, manchmal jedoch auch während des Kampfes. Das Interesse

an demselben wurde dadurch bedeutend gesteigert, denn es handelte sich nun nicht allein mehr um den Tod oder das Leben eines Menschen, sondern um den Gewinn oder Verlust von Summen, die mitunter sehr bedeutend waren. Diejenigen, die hier für den Römer gewettet hatten, jubelten, die Gegner waren voll Besorgniß. Einzelne freilich, die die Erfahrung schon im Leben gemacht hatten, daß man das Ende aller Dinge abwarten müsse, mochten sich auch wohl zu trösten suchen. Als die Kämpfer sich wieder einen Augenblick gegenüber gestanden hatten, warf der Römer plötzlich das Netz, das sich im Fluge weit ausbreitete, nach dem Gegner. Vergebens! Das Netz verfehlte sein Ziel, aber fast in demselben Augenblicke saß der Speer des Deutschen dem Römer in der Brust. Der Getroffene sank auf die Kniee. Noch einmal suchte er sich aufzurichten, und schon holte der Deutsche in vorgestreckter Stellung zum zweiten Stoße aus, da entfiel dem Verwundeten der Speer und er selbst sank mit geschlossenen Augen rückwärts zu Boden.

Jubel erscholl aus dem Zuhörerraume, der Deutsche ließ seinen Speer zur Erde sinken, stemmte seinen Arm leicht darauf und seine siegestrunkenen Blicke durchschweiften den Zuschauerraum, indeß man den Römer, der bereits verschieden war, aus der Arena schleifte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Kampfes.

Aus den Reihen der übrigen Gladiatoren, unter denen sich, wie schon erwähnt, Dion befand, und die im weiten Kreise stehend, dem Kampfe ebenfalls zugeschaut hatten, kamen jetzt zwei frische Kämpfer hervor. Die Kampfesweise, in der sie auftraten, war offenbar aus dem Griechischen entnommen. Der rechte Arm der Männer war bis zum Ellenbogen mit starken Lederriemen umwunden und am Handgelenk eine schwere Eisenplatte befestigt. Gewaltige Wirkung hat schon der Faustschlag eines kräftigen Mannes, um wie viel mehr mußte solche Bewaffnung den Erfolg des Schlages erhöhen! Es gewährte ein merkwürdiges Schauspiel, den Bewegungen der Faustkämpfer zu folgen. Schlug der eine sicher, so war der andere noch sicherer im Ausweichen. Einige Schläge hatten gestreift und den Kämpfenden die Haut aufgerissen. Dies schien die Kampfeslust zu erhöhen. Glühend im Angesicht, mit funkelnden Augen, wurden die Zeiträume, in denen sich die Gladiatoren lauernd gegenüberstanden, immer kleiner, endlich taumelte ein Kämpfer, Blut schoß über sein Ange-

sicht, ein zweiter Schlag zerbrach ihm die gewaltige Brust, und er sank leblos zu Boden. Welch ein Gefühl mußte wohl in der Brust des Sterbenden rege werden, als er den Jubel des Volkes hörte, der seinen Fall begleitete?

Die Trompeten kündigten einen neuen Kampf an, damit war die Zeit herangekommen, in welcher Dion seine Kraft und seine Geschicklichkeit erproben sollte. Ein bewährter Gladiator stand ihm gegenüber, auf dessen stolzer Miene sein Todesurtheil geschrieben zu stehen schien. Dion war angethan mit leichter römischer Kriegsrüstung, der kurze faltige Rock verhüllte nur zum Theil den funkelnden Harnisch. Die Beine waren bis zum Knie mit blanken Schienen bedeckt, an den Füßen trug er bloß Sandalen. Ein kurzes breites Schwert hing an seiner Seite, in der Rechten hielt er eine Lanze, im linken Arm ein großes, rundes, blaues Schild, in dessen Mitte goldene Figuren in eingelegter Arbeit glänzten. Der Gegner glich ihm an Rüstung und Waffen. Eben als der Kampf beginnen sollte, gab ein Trompetenstoß das Zeichen zum Einhalten. Der erste Kampfrichter erschien in der Mitte der Arena und theilte der Versammlung mit, daß der Kampf zu Pferde, der nach dem Fußkampfe stattfinden sollte, heut ausfallen müsse, da einer der Kämpfer plötzlich durch einen Schlaganfall betroffen sei. Dieser Erklärung folgte ein allgemeiner Ausruf des Bedauerns, denn der Kampf zu Pferde, der jedesmal die Vorstellung der Gladiatoren beschloß, fand immer den größten Beifall. Als auf ein Zeichen wieder Ruhe eingetreten war, sagte der Kampfrichter, der Kampf könne nur in dem Falle stattfinden, daß sich einer der beiden in Rüstung sich gegenüberstehenden Gladiatoren entschlösse, die Stelle des Erkrankten einzuneh-

men. Dion's Gegner trat hervor und fragte den Kampfrichter, gegen wen er denn in diesem Falle zu kämpfen habe, worauf ihm der Name Cordus genannt wurde. Die bloße Nennung dieses Namens brachte ihn zum Verstummen, denn Cordus war seit Jahren der gefährlichste, gefürchtetste und grausamste Gladiator der Arena. Er begnügte sich nie damit, seinen Gegner kampfunfähig zu machen, er ließ es nicht zu, daß der Gefallene lebend hinweggetragen wurde. Das Opfer, das unter seine Hände kam, mußte sterben. Dann trat er mit dem Fuß auf die Leiche, schlug Schild und Schwert zusammen und erhob ein wüthendes, schauerliches Siegesgeschrei. Das war jedesmal ein herzstärkender Anblick für Nero gewesen, und nun schwand die Aussicht, den Liebling heut auf der Arena zu sehen. Dion hatte sich auch nicht zum Kampfe gemeldet, aber es war nicht Furcht, die ihn zurückhielt. Die Gladiatoren konnten, wann sie wollten, ihr gefährliches Gewerbe aufgeben, konnten ausscheiden aus dem Stande, wenn sie Reichthümer erworben, oder wenn sie die Lust an den Kämpfen der Arena verloren hatten. Mit Dion war es anders. Er war als Gefangener gezwungen, im Circus aufzutreten, und es ward ihm, selbst wenn er seinen Gegner tödtete, die Freiheit nicht zu Theil. Er mußte vielmehr bei der nächsten Vorstellung wieder in der Kampfesweise auftreten, die man für ihn bestimmte. Der Lanzenkampf zu Pferde hätte Dion wohl reizen können, denn er hatte in der Heimath Proben seiner Geschicklichkeit in demselben abgelegt, aber die aus dem eben Dargelegten hervorgehenden Gründe, so wie der Abscheu vor dem Gedanken, durch die Aufnahme des Kampfes dem Tyrannen eine Freude zu bereiten, unterdrückten seine Lust

am Kampfspiele. Auf ein Zeichen Nero's war indeß der Kampfrichter bis dicht vor die kaiserliche Loge getreten.

„Ist kein Gefangener unter den Gladiatoren?" fragte der Kaiser.

„Ja, Herr," erwiederte der Kampfrichter, indem er mit der Hand auf Dion zeigte, „dieser Fußkämpfer ist ein gefangener Grieche."

„Ist der Gefangene," fragte Nero weiter, „ein gewandter Reiter?" Doch ohne die Antwort abzuwarten, setzte er schnell hinzu: „Es ist dies auch gleichgültig. Er soll in der Stelle des Erkrankten auftreten; ich will Cordus in der Arena sehen."

Ein lauter Jubel erscholl. „Cordus, Cordus wird kommen!" rief man. „Armer Grieche!" sagte hie und da ein Zuschauer. Dion verließ mit derselben Gleichgültigkeit, die man seit seinem Erscheinen an ihm bemerkt hatte, den Platz. Kurze Zeit darauf schmetterten die Trompeten, eine Pforte öffnete sich und auf die Arena jagten zwei Reiter — es waren Dion und der gefürchtete Cordus. Auf dem gelben Angesichte des Cordus lag finsterer Ingrimm, den der endlose Jubel des Volkes nicht zu verscheuchen vermochte. Eins der größten Pferde, glänzend schwarz von Farbe, trug den mächtigen Mann, dessen Gliedmaßen von Eisen zu sein schienen. Er ritt zunächst mitten über den Platz bis vor die kaiserliche Loge, und senkte dort als Zeichen der Verehrung Lanze und Schild. Aber seine eisernen Mienen drückten auch hier noch finsteren Groll aus. Dion erschien verwandelt, wie angegossen saß der schöne Jüngling auf dem Pferde. Sein Angesicht war heiter, furchtlos blickte sein Auge. Seine

ganze Aufmerksamkeit war vorläufig auf das Pferd gerichtet, das er zu einigen Bewegungen lenkte, um schnell zu erkennen, wie es zu regieren sei.

„Was ist Dir widerfahren?" fragte der Kaiser den Gladiator Cordus mit freundlicher Miene.

„Herr und Kaiser," antwortete Cordus, indem er seinen langen Arm zur Seite wandte, und auf Dion wies, „mit diesem soll ich kämpfen?! Ich freute mich zur heutigen Vorstellung, und nun wird mir nichts, als ein elender Kampf mit einem gefangenen Ausländer!"

Aller Augen wandten sich auf Dion, der die eben gesprochenen Worte gar nicht gehört zu haben schien, und sich sorglos mit seinem Pferde beschäftigte. Freilich schien er klein gegen dem riesigen Cordus, indeß fesselte seine kräftige, gewandte Haltung und die Schönheit seines Körpers doch so manches Auge, und in Einzelnen erwuchs Hoffnung für ihn.

Nero sprach zu Cordus: „Siehe Dir den Griechen an. Mir erscheint er als ein Gegner, der nicht zu verachten ist."

Cordus wandte mit einem spöttischen Blicke sein Haupt auf einen Augenblick zur Seite.

Mit innerlicher Freude über den Gladiator sprach Nero: „Ich verstehe Dich, Cordus, ein Gefangener ist Deiner eigentlich unwürdig. Denn, was wird ihm, wenn er auch siegt? Die Kette empfängt ihn wieder. Darum wird ein Gefangener auch nie ein feuriger Kämpfer sein. So höre denn meinen Entschluß. Ich will den Griechen

mit einer Hoffnung beleben, die ihn Deiner Gegnerschaft würdiger macht."

Nero winkte dem Kamfrichter, ihm den Griechen heranzurufen. Es geschah.

„Höre," sprach Nero zu Dion, der bis jetzt mit weiser Vorsicht die Lenksamkeit des Pferdes und die Festigkeit der Riemen geprüft hatte, „wenn Du Deinen Gegner besiegst, so bist Du frei, auch sind Roß und Waffen Dein!"

Da war es, als ob ein Blitz geleuchtet hätte über das Angesicht Dion's. Stumm, aber mit flammenden Augen blickte er einige Augenblicke auf Nero. O wenn der Kaiser den gekannt hätte, der vor ihm stand, er würde die Blicke desselben verstanden haben! — Leise bewegten sich Dion's Lippen: „Bruder," murmelte er vor sich hin, „es ist wieder Hoffnung vorhanden." — Darauf wandte er sein Roß und gallopirte nach dem ihm schon vorher angewiesenen Platz. Auch Cordus, der nun zufrieden schien, begab sich auf seinen Platz.

Das Interesse des Publicums war mächtig rege geworden. „Jetzt sollt ihr einmal sehen, wie er sich zusammennehmen wird!" sagte Narcissus zu den Kriegstribunen, die ihm zur Seite standen. Nero hörte diese Worte. „Es hilft ihm doch nichts, Narcissus," sagte er, sich umwendend. „Er ist ein Kind gegen Cordus." Narcissus verneigte sich mit süßem Lächeln. „Ja wohl, ja wohl," entgegnete er. „Aber der Kampf wird jetzt um so interessanter werden, und dies haben wir Euch, o erhabener Herr, wiederum zu danken."

Der Kaiser gab das Zeichen, und die Reiter schickten sich an, den Kampf zu beginnen. Langsam ritten sie auf

einander zu, indem sie sich mit den Augen maßen. Als sie etwa zwanzig Schritt von einander entfernt waren, hielten sie. Plötzlich ritt Dion auf Cordus zu. Dieser erhob den Speer, doch Dion riß schnell sein Pferd zur Seite und jagte an der Brustwehr herum. Cordus schlug ein lautes Gelächter an, denn er meinte, seine aufgehobene Lanze habe Dion in Furcht versetzt. Auch das Volk lachte, und kein Mensch kam auf den Gedanken: ob nicht etwa der Grieche darauf ausgehe, den Gegner irre zu machen? In weiter Entfernung hielt nun Dion. Cordus, der den Griechen spielend zu tödten gedachte und der es unter seiner Würde hielt, gegen ihn eine große Kraftanstrengung zu entwickeln, ritt in gerader Linie auf ihn zu. Doch Dion verließ wiederum den Platz und jagte im Halbkreise bis zur gegenüberstehenden Seite der Arena. „Steh, Feigling," rief Cordus; „ich glaubte, die Hoffnung, frei zu werden, würde Dich kräftigen zu muthiger Gegenwehr. Ich irrte mich!" — „Feigling, steh!" erscholl es aus den Reihen des Volkes. Eine helle Röthe überzog das Angesicht Dion's; sein Auge flammte dem Beleidiger entgegen. Doch dies dauerte nur einige Augenblicke. „Ihr werdet mich nachher verstehen!" murmelte er dann vor sich hin. Cordus trabte jetzt auf ihn zu, aber Dion ritt so geschickt in schräger Linie an ihm vorbei, daß ihm der Speer des Gegners nichts anhaben konnte, er jedoch Gelegenheit fand, das Pferd desselben an dem Hinterschenkel leicht zu verwunden. Dasselbe stieg hoch auf, knirschte in seinen Zügeln, und Cordus vermochte sich nur mit Mühe auf demselben zu erhalten. Ein triumphirendes Lächeln konnte man jetzt auf dem Angesichte Dion's lesen. Flüchtig dahinreitend, beobachtete er in den Mienen seines Gegners den Ein-

druck, den sein Manövre bewirkt hatte. Was er hervorrufen wollte, war eingetreten, Cordus glühete vor Wuth. Einen Augenblick darauf beugte er sich vor, schlug dem Rosse die Sporen in die Seite und jagte auf den sich schon wieder in weiter Entfernung von ihm befindlichen Dion zu. Das spöttische Lächeln auf dessen Lippen erhöhte nur seine Wuth, und fest legte er seinen Speer in die Seite, um den Gehäßten zu durchbohren. Mit einer neuen, unerwarteten Wendung jagte Dion an ihm vorüber und fing den furchtbaren Stoß mit schräger Haltung des Schildes auf. Hätte sich das Schild dem Speere in voller Fläche gegenüber befunden, so wäre es gewiß durch diesen Stoß zertrümmert worden, so aber glitt der Speer ab, und Dion entging dem tödtlichen Stoße. Einen Augenblick darauf saß aber schon die Spitze von Dion's Lanze dem Römer in dem Nacken. Dieser Stoß war meisterhaft geführt, denn Dion hatte die Lanze im schnellen Schwunge nach rückwärts zu geschwenkt und so den Stoß nach hinten zu geführt. Der Römer stieß einen Schrei der Wuth und des Schmerzes aus, der aber vom Jubel des Volkes übertönt wurde, denn alle Theilnahme war jetzt plötzlich auf Dion übergegangen. Dieser hielt wiederum in einiger Entfernung von seinem Gegner, der, alle seine Kraft zusammennehmend, sich zum neuen Angriff anschickte. Der Stolz aber war jetzt von seinem erbleichenden Gesichte verschwunden, Verzweiflung und Schrecken verkündeten seine Mienen. „Ergieb Dich und senke Deine Waffe!" rief ihm Dion zu. Doch der Römer schüttelte sein Haupt und sprengte heran. Schwankend auf seinem Pferde empfing er von Dion den sicheren Todesstoß, und schwer sank er zur Erde. Der Grieche

hielt mit seinem Pferde jetzt still, und senkte seine Lanze. Die Luft erzitterte von dem Jubel des Volkes. Der Kampfrichter verkündete, indem von Sclaven der Leichnam des Römers hinweggeschleift wurde, die Freilassung des Gefangenen. Dion wandte nun sein Roß und sprengte durch die geöffnete Pforte aus der Arena. Jubelgeschrei tönte ihm nach.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Christen im Circus.

Der zweite Theil der Vorstellung begann. Eine große Anzahl gefesselter Christen, Männer und Frauen, wurden in den Circus geführt. Die abgezehrten Gestalten gewährten einen schauerlichen Anblick. Auf einen Wink Nero's wurden eine Menge Thüren geöffnet, und wilde Bestien, Tiger und Panther, stürzten sich in großer Zahl auf die unglücklichen Opfer. Bald war der Boden von Blut gefärbt, bald war der letzte Ton des Schmerzes der Unglücklichen verstummt — zerrissene Leichen sah man am Boden, an denen die Ungeheuer ihren Heißhunger stillten.

Jetzt erschienen Sclaven hinter der Brustwehr, zogen die Leichen einzeln mit eisernen Haken nach den Seiten, und schoben sie dort in die mit eisernen Thüren versehenen Behältnisse. Auf diese Art brachte man nach und nach die Raubthiere von dem Platze, und verschloß darauf mittelst besonderer Vorrichtungen die eisernen Thüren der Behältnisse.

Eine lebhafte Unterhaltung des Volkes folgte dieser schauerlichen Scene. Man unterhielt sich über diejenigen

der wilden Thiere, die am meisten gewüthet hatten unter den unglücklichen Opfern.

Da zog eine neue Erscheinung die Blicke Aller nach der Arena. Eine Seitenthür öffnete sich, und eine weibliche Gestalt erschien. Sie trug ein weißes Gewand und war mit einem weißen Schleier verhüllt. Sclaven führten sie bis in die Mitte des Platzes, und entrissen ihr hier den Schleier. Da erkannten Alle die schöne Acte. Sanft und ruhig strahlte ihr Auge; ihr Angesicht glich dem bleichen Monde. Wie war sie doch einst so hoch in Ehren gehalten worden, und nun sollte sie hier enden! Der Anblick der Jungfrau erfüllte die Herzen der Mehrzahl unter den Zuschauern mit Wehmuth, ja selbst die rohesten Gemüther fühlten eine Anwandlung von Erbarmen. Voll banger Erwartung klopften Aller Herzen.

Eine zweite Thür ward geöffnet.

Von Sclaven begleitet, trat ein Greis, angethan in dunkler Kleidung, auf den Platz; auch er ward bis in die Mitte desselben geführt — es war Midias.

Beide, Vater und Tochter knieten nieder, falteten ihre Hände und beteten.

Heilige Ergebung verklärte die Angesichter der Betenden.

Die Theilnahme für die Unglücklichen wuchs, aus unzähligen Augen glänzte Mitleid hervor; aber wer hätte es gewagt, eine Bitte um Erbarmen laut werden zu lassen? Der Kaiser würde es ihm als Verbrechen angerechnet haben, und ein gleiches Loos, wie das der Christen, wäre ihm vielleicht zugefallen.

Da wurde ein Vorhang aufgerollt, der bis dahin

einen großen eisernen Käfig bedeckt hatte. Jetzt erblickte man in demselben Phöbe, die gewaltige Tigerin. Sie hatte seit zwei Tagen keine Nahrung bekommen. Wüthend riß sie an den eisernen Stangen, so daß sich der ganze Käfig bewegte, ihre blutrothe Zunge hing weit aus dem furchtbaren Rachen.

Nero gab das Zeichen, und klirrend ward die Thür des Behältnisses aufgezogen. Sogleich erschien die Tigerin auf dem Platze. Sie legte den Kopf auf die Erde und schien mit Gier den Dampf des frisch vergossenen Blutes einzuathmen. Ihr Haar sträubte sich, ihre Augen funkelten, in zuckender Bewegung erhob sie den Schweif, und stieß ein Mark und Bein durchdringendes Gebrüll aus.

Wer hätte jetzt noch Hoffnung fassen können für Midias und seine Tochter? Auf diesem Platze war die Tigerin gewohnt zu morden, sie hatte ihn noch nie verlassen, ohne Menschenblut vergossen zu haben.

Das Unthier nahete sich jetzt gesenkten Kopfes im Bogen den Opfern.

Plötzlich stand Acte auf, ging einige Schritte auf die Tigerin zu, kniete wieder nieder und schloß die Augen, indem ihre Lippen sich leise bewegten. Sie wollte zuerst sterben, um nicht den Tod des geliebten Vaters mit ansehen zu müssen.

Die Tigerin hatte sich niedergelegt, und kroch nun, einer Schlange gleich, der Jungfrau bis zur gewöhnlichen Sprungweite nahe. Plötzlich erhob sie sich, und that den fürchterlichen Sprung, der von einem entsetzlichen Geschrei der Zuschauer begleitet ward. Aber eine lautlose Stille folgte, denn die Menge war stumm vor Erstaunen, als

sie sah, daß das Unthier wie ein Lamm zu den Füßen des Opfers liegen blieb.

Acte schlug die Augen auf und sah die Tigerin vor sich liegen.

„Wie," rief die Jungfrau, indem ein Thränenstrom über ihre Wangen stürzte, „du willst mich nicht morden? Du hast Erbarmen mit mir? O so erbarme dich auch dieses Mannes, denn er ist mein Vater!"

Und sie trat zu Midias, ergriff seine Hand und nöthigte ihn, aufzustehen.

Die Tigerin blieb unbeweglich am Boden liegen und bog ihre Ohren hinterwärts an den fleckigen Hals; über ihr furchtbares Angesicht schien sich wunderbarer Weise ein Schimmer von Freundlichkeit ergossen zu haben.

Jetzt hielt die Furcht nicht länger das Gefühl der innigen Theilnahme und des Erbarmens in den Herzen des Volkes zurück; tausendstimmig erscholl der Ruf nach Gnade.

Doch auch dadurch konnte Nero's Felsenherz nicht gerührt werden. Er nahm sich vor, die Tigerin selbst zu hetzen, denn er wußte, wie sie seine Befehle respectirte. Darum winkte er dem Libyeus, ihm die Tigerin zuzuführen. Unter dem zunehmenden Geschrei aber verstand der Thierbändiger seines Herrn Wink falsch. Er, der sich selbst von dem Anblicke überwältigt fühlte, konnte es sich auch gar nicht denken, daß der Kaiser sogar jetzt noch mit dem Gedanken umgehe, den Griechen und seine Tochter zu tödten. Vielmehr entnahm er aus dem Wink den Befehl, die Tigerin in den Käfig zu führen und die Opfer frei zu lassen. Schnell holte er aus einem Verstecke ein Stück frisches Fleisch hervor, pfiff, rannte, als die Tigerin

sich umsah, damit dem Käfig zu, und schleuderte es hinein.

Wenige Augenblicke darauf war die Tigerin in ihrem Behälter, fiel über das Fleisch her, und klirrend schlug die Eisenthür hinter ihr zu.

Ein Freudengejauchze, wie es im Circus noch nie gehört worden war, erscholl. Die Geretteten verließen die Arena, und wurden auf der Straße vom jubelnden Volke empfangen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Aufruhr.

Nero war außer sich vor Wuth. „Wie," sprach er zu Narcissus, „das Geplärr des unvernünftigen Volkes sollte mich bestimmen, meinen Willen aufzugeben?"

„Nie, Herr," entgegnete Narcissus, „darf des Volkes Stimme sich in die Beschlüsse Eurer Weisheit drängen."

Nero wandte sich zu dem ersten der Kriegstribunen. Schicket sogleich Kriegsleute mit dem Befehle auf die Straße, die beiden gegen meinen Willen Freigelassenen wieder gefangen zu nehmen. Sie und Libycus sollen noch in dieser Stunde sterben. Gebet auch zugleich dem Anführer der Häscher Befehl, diejenigen unter den Zuschauern, die am lautesten um Gnade geplärrt haben, festzunehmen. Alles Volk soll inne werden, daß mein Wille mächtig und von himmlischer Kraft ist, Segen bringend dem, der sich unter ihm beugt, zermalmend aber, gleich dem zackigen Blitze in Jupiters Herrscherhand, für alle, die es wagen, sich gegen ihn aufzulehnen."

Die Befehle waren gegeben, Kriegsleute und Häscher setzten sich in Bewegung.

Auf dem Platze vor dem Circus stand ein dichter

Menschenknäuel, der sich von Augenblick zu Augenblick vergrößerte. In der Mitte desselben befanden sich die Geretteten, Midias, Acte und Dion; sie lagen sich mit Freudenthränen in den Armen. Die Wiedererkennungsscene war für das Volk ein neues Schauspiel und es jauchzte den Glücklichen entgegen. Aber auch Ausrufe ernster Art wurden anfangs einzeln, dann von allen Seiten und in immer mächtigerer Weise laut. „Wie ein dumpfer Donner des Meeres lief eine Nachricht durch die anschwellende Menge und regte zu wilder Freude die Herzen auf. Die zwei mächtigsten Provinzen des Reiches, hieß es, haben sich empört, Galba steht an der Spitze des Aufstandes, Alles fällt von dem Tyrannen ab! — Da brach der tiefgenährte Groll gegen Nero in grausigen Verwünschungen hervor und laut ertönte der Ruf nach Waffen. Häscher hatten sich indeß gewaltsam bis zu Midias und den Seinen hervorgedrängt, und forderten sie auf im Namen des Kaisers zurückzukehren. Aber kaum hatten sie diese Worte gesprochen, so fielen sie unter den Streichen des Volkes zu Boden.

„Fliehet, Vater!“ rief Dion, indem er sich auf's Pferd schwang. „Verbergt Euch nur bis morgen; denn die Stunde des Todes hat für die Tyrannen geschlagen!“

Midias sprach: „O Sohn, Du wolltest ein Empörer sein? Ziehe mit mir, mein Sohn, lege Deine Waffe von Dir, und überlaß dem die Rache für die Frevelthat, der Himmel und Erde geschaffen hat.“

Verwundert schaute Dion auf den Vater, indem er sprach: „Muß ich nicht den Schwur lösen, den ich dem gemordeten Bruder that?“

Der Vater wollte noch reden, aber das Volk drängte ihn sammt der Jungfrau zurück.

Immer gewaltiger ertönte der Ruf des Volkes, und in immer größeren Schaaren wälzten sich Volksmassen heran. Die Nachricht war bereits in den Circus gedrungen; Alles stürzte hinaus auf die naheliegenden Plätze und Straßen.

Plötzlich kam eine Schaar schwergewappneter Reiter. Das Volk wich zurück, und die Reiterschaar drang bis zum Circus vor. Gleich darauf erschien Nero. Er bestieg ein Roß, begab sich in die Mitte der Kriegsleute, und nun bewegte sich der Zug dem kaiserlichen Palaste zu.

Die ganze Stadt ward lebendig, das Volk bewaffnete sich, auf allen Plätzen wurden glühende Reden gegen Nero gehalten, und überall ertönte der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!“

Der Senat trat zusammen. Vor dem Palast, in welchem die Sitzung desselben stattfand, stand das Volk und erwartete den Beschluß. Von den Stufen des Palastes verkündete bald darauf ein Senator der harrenden Menge,

> daß Nero für einen Feind des Staates erklärt sei, daß er entkleidet an einen Pfahl gebunden, mit Ruthen gepeitscht, und darnach von dem tarpejischen Felsen hinabgestürzt werden sollte.

Mit Jauchzen nahm das Volk diesen Beschluß auf. Gleich darauf rückte eine Legion an und hielt vor dem Palast. Der Anführer derselben erklärte laut, daß er sich den Beschlüssen des Senates unterwerfe.

Eine Legion nach der andern fiel von Nero ab.

Die düstere Stimmung des Volkes ward bald eine freudig bewegte, als es sah, wie der Sturz des Tyrannen ohne Kampf vor sich ging. Aber noch hatte man ihn selbst nicht. Sein Tod, so wie auch der Tod des Narcissus, ward als Sühne für die namenlosen Gewaltthaten verlangt, die das Volk seit Jahren hatte ertragen müssen.

In dem kaiserlichen Palast war Nero nicht zu finden. Die Kriegsleute, die ihn aus dem Circus geholt hatten, waren gleichfalls bald darauf dem Beispiel ihrer übrigen Kameraden gefolgt, waren vom Kaiser abgefallen und durchsuchten jetzt selbst mit lauten Verwünschungen die unendlichen Räume des Palastes.

Nero aber hatte ihn bereits mit Narcissus verlassen. Nach dem Palast des Letzteren konnte man durch den kaiserlichen Garten gelangen. In dunklen Mänteln gehüllt erreichten sie ungesehen den Palast. Aber kaum waren sie in demselben angelangt, als sie auch schon von der Vorderseite her das Brausen des Volkssturms vernahmen.

Sie erbleichten. Zitternd und bebend bat Nero: „Narcissus, verlaß mich nicht! Gieb Rath, wo wir uns verbergen.“ — „Herr,“ sprach Narcissus, „weile einen Augenblick hier, ich will aus einem entfernten Zimmer Schlüssel holen, durch deren Hülfe wir in einen unterirdischen Gang gelangen werden.“

„Eile, eile,“ rief Nero. Narcissus verschwand. Ein Plan, fein und gemein, wie sein ganzes Treiben gewesen war, war in ihm aufgestiegen. „Ich werde zum Volke übertreten,“ murmelte er vor sich hin, „ich werde der Menge den Kaiser überantworten. Ihre Erbitterung hat

dann den Gegenstand ihres größten Hasses, und ich verdiene mir für die Ueberlieferung noch obendrein Dank.

Plötzlich erschien er auf den Stufen des Palastes.

„Der Tyrann ist von mir gefangen gehalten!" rief er, indem er die Hand erhob. „Meine Warnungen waren stets vergebens, jetzt trifft ihn gerechte Strafe!"

Als Narcissus sich von Nero entfernt hatte, kam über den Letzteren die Furcht mit erneuter Gewalt. Das schwarze Mißtrauen schlug seine Krallen in sein Herz und raunte ihm zu: „Auch er wird dich verlassen!" Plötzlich ward es still vor dem Palast. „Ha," rief Nero verzweifelt, „er spricht!" — Er lauschte. Ein Freudenjubel ließ sich vernehmen, und deutlich hörte er seinen Namen rufen. Einen Augenblick stand er schwankend, dann stürzte er durch die Gemächer in den Hof, zog in größter Eil ein köstliches Pferd, das er dem Narcissus vor wenigen Tagen geschenkt hatte, aus dem Stall, schwang sich auf dasselbe, und jagte nun einen schmalen Gang hinab, der in eine hinter dem Palast liegende Straße führte. Von hier aus war es nicht weit bis zum nächsten Thore. Tief in den Mantel gehüllt, flog nun Nero auf dem flüchtigen Pferde die Straße hinab.

Durch dieselbe Straße kam eben Dion dahergesprengt. Er war im Palaste Nero's gewesen und jetzt im Begriff, sich nach dem des Narcissus zu begeben, da er die Vermuthung hatte aussprechen hören, Nero möge wohl dort eine Zufluchtsstätte gesucht haben. Nero's Mantelkragen flatterte im Winde und deckte sein halbes Gesicht blos. Dion stutzte; Züge, die sich tief in seiner Seele eingeprägt hatten, waren ihm erschienen. Aber ihr Anblick war so unvollständig und so schnell vorübergehend gewesen, daß

er nicht wußte, wohin er sie bringen sollte. Da stürzten Männer aus dem in der Nähe ausmündenden, schon bezeichneten Gang. „Ja, ja, er ist entflohen, auf einem Pferde entflohen!“ — Diese Worte vernahm Dion. Da ward es ihm plötzlich klar, wer der Vorüberjagende gewesen sei. Er riß sein Pferd herum, und jagte im brausenden Galopp zu dem Thore hinaus, durch das Nero seine Flucht genommen hatte. Außerhalb des Thores erblickte er den Flüchtling in weiter Entfernung auf der Landstraße.

In derselben Zeit schleifte man einen Leichnam zur Tiber — es war der des Narcissus. Seine feine Klugheit hatte ihn nicht gerettet. Man wußte, daß er Schuld sei an dem Tode Seneca's, man wußte, daß er Nero in seinem sündigen Treiben stets bestärkt hatte, und die Erbitterung wuchs nur noch mehr, als man sah, wie dieser undankbare Mensch nun auch noch durch Verrath an seinem Wohlthäter sein Leben erkaufen wollte. Sein entstellter Leichnam ward unter gräßlichen Verwünschungen von hoher Brücke hinab in die Fluthen der Tiber geworfen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein höheres Gericht.

Während der wachsenden Aufregung waren Midias und Acte zu demselben Thore hinausgegangen, durch das später Nero geflohen und durch das auch Dion ihm nachgejagt war. Sie hatten sich, Gott lobend und preisend für die wunderbare Rettung und zu ihm flehend für Dion, dem Gebirge zugewandt, und fanden gegen Abend in demselben eine Höhle, in der sie zu übernachten beschlossen. In der Tiefe derselben bereiteten sie sich aus Moos und Blättern ein Lager, und begaben sich, ermattet von den gewaltigen Erschütterungen, die ihr Herz ertragen hatte, bald zur Ruhe. Zuvor hatten sie noch, kniend vor einem kleinen Crucifix, das ein Christ dem Midias, den er erkannte, zugesteckt hatte, ihr Abendgebet gesprochen.

Zu dieser Zeit, als der Frieden Gottes die Geretteten umfing, war der Mann, der sich einen Gott genannt und geschworen hatte, das Christenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten, auf der Flucht. Er wandte sich um und erblickte in der Ferne einen Reiter, der ihm nachjagte. Der Abend dämmerte schon und zwar heut um so früher, da ein Gewitter von den Bergen über das Land

daher zog. Bald grollte der Donner, bald zuckten heller die Blitze. Nero verlor den Weg, über die Felder jagte er den Gebirgen zu. Dichte Finsterniß bedeckte jetzt die Erde. Nur manchmal ward das Dunkel verdrängt durch flammende Feuerstrahlen, die wie glühende Schlangen das Haupt des Tyrannen umzischten. Sein eingefallenes Gesicht, auf dem das Entsetzen sich gelagert hatte, hielt er nach dem Verfolger gewandt, und die Blitze zeigten ihm denselben in kurzen Zwischenräumen. Endlich konnten sich die beiden Männer nicht mehr sehen, da Gesträuche und einzeln stehende Bäume die Gegend an mehreren Orten bedeckten. Dieser Umstand war sehr ungünstig für die Verfolgung. Jedoch legten sich dem Dion noch andere Hindernisse in den Weg. Plötzlich nämlich stürzte sein Pferd. Seit der Vorstellung im Circus war es beständig auf den Beinen gewesen und Dion hatte es in seinem glühenden Eifer über alle Maßen angestrengt. Mit einem Ausruf des Bedauerns und des Schreckens sprang Dion auf, um seine Verfolgung zu Fuße fortzusetzen. Er hegte die Hoffnung, Nero würde auf dem immer unebener werdenden Boden auch nicht weit zu Pferde fortkommen. Mit größter Anstrengung, nicht achtend der Schwere der Rüstung, die er sich heut im rühmlichen Kampfe erworben, eilte er der Gegend zu, in der er zuletzt den Fliehenden im Feuerscheine des Blitzes erblickt hatte. Da hörte er plötzlich den Hufschlag eines Pferdes zu seiner Rechten. Er stand still. Beim nächsten Blitzstrahl bemerkte er nicht weit von sich ein lediges Roß, das ihm freudig entgegen wieherte. Mit innerlichem Frohlocken ergriff Dion das Roß am Zügel. Er vermuthete, daßselbe habe seinen Reiter abgeworfen. Ist er noch leben-

dig, dachte er, so wird er das wiehernde Roß einzufangen suchen, ist er verwundet oder todt, so wird der nach dem Gewitter erscheinende Mond das Suchen möglich machen. Der letzte Blitzstrahl hatte ihm zugleich einen großen hohlen Baum in der Nähe gezeigt. Schnell band er das Roß an einen Ast des Baumes und trat in die Höhlung desselben. Der Wind erhob sich, schwere Regentropfen fielen hernieder, durchdringend erscholl das Gewieher des Rosses. Aufmerksam, das blanke Schwert in der Faust haltend, lauschte der Grieche, aber kein Tritt war hörbar, und so oft auch ein Blitz die Gegend mit seinem Lichte erfüllte, kein Sterblicher war zu schauen. Dichter Regen rauschte jetzt hernieder. Dion war voll Verzweiflung. „Ihr Götter," rief er, „erbarmet Euch, verjaget das finstre Gewölk, das mich an der Verfolgung meines Feindes hindert!" — Mehrere Stunden mußte Dion in tödtlicher Ungeduld hier zubringen, dann ward plötzlich der Himmel klar, Mond und Sterne ergossen ihr Licht auf die Flur herab. Dion schwang sich nun auf das eingefangene Roß und durchstrich nach allen Richtungen hin die Gegend; denn er hielt es für wahrscheinlich, daß Nero vom Pferde gestürzt und dabei zu Schaden gekommen sei. —

Mit dieser Annahme befand sich indeß der Grieche im Irrthum. Nero hatte im Gegentheil wohlbehalten den Fuß des Gebirges erreicht. Dort war er vom Pferde gesprungen und in die Berge geeilt. Endlich, nach rastlosem, mühevollem Umherirren in dem schauerlichen Wetter der Nacht hatte er eine Höhle gefunden, war aber schon am Eingange derselben entkräftet niedergesunken.

Wunderbarer Weise hatte es sich so getroffen, daß er in die Höhle gekommen war, in deren Tiefe Midias und Acte ruhig und selig schlummerten.

Der Morgen kam heran. Ein heller Sonnenstrahl drang bis auf das Lager, auf dem Midias und Acte schliefen. Sie erwachten fast zu gleicher Zeit. Mit frohen, seligen Gefühlen erhoben sie sich, Gott ihr Morgengebet zu bringen. Der warme Sonnenstrahl kam ihnen vor wie ein Gruß des Ewigen, der seine Hand so sichtbarlich über sie ausgebreitet hatte. Eben wollten sie zur Höhle hinaustreten, da erblickten sie eine Gestalt am Boden liegen. Sie traten näher, aber wer schildert ihr Erstaunen und Entsetzen, als sie in dem auf hartem Felsgestein liegenden Manne den Kaiser erkannten. Er wälzte sich in seinem ohnmachtähnlichen Schlafe am felsigen Boden umher; aus den einzelnen Worten und abgebrochenen Reden konnte man auf die Höllenqual schließen, die in seiner Seele loderte.

„O laß uns beten für den Unglückseligen," sprach Midias zu Acte. Er erhob seine Hände und sprach:

„Mein Heiland, der du dem reuigen Sünder am Kreuze vergabest, o erbarme dich dieses Unglückseligen! Mein Heiland, stärke mich durch deines Geistes Kraft, denn ich will zu ihm sprechen! Gieb meinem Worte göttliche Weihe, damit es tief in seine Seele dringt! Herr, erhöre mich!"

Da erwachte Nero, und als er Menschen vor sich sah, stieß er einen Laut des Entsetzens aus. Aus seinen eingefallenen Augen loderte Fiebergluth, das Haar hing ihm verworren um seine Schläfe, bleich waren seine

bebenden Lippen. Er richtete sich halb auf und ergriff mit zitternder Hand eine Felsenecke.

„Herr, erbarme dich!“ betete Midias mit einem Blicke nach oben.

Nero sah die Betenden einen Augenblick starr an. Dann rief er plötzlich in dem Tone des Entsetzens: „Wie, bist Du nicht der Christ, den ich wollte tödten lassen? und bist Du, Weinende, nicht Acte, die von der Tigerin verschont ward?“ —

Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ja, Ihr seid es; und doch habt Ihr mich leben lassen? Ha, Alter, warum zogst Du nicht das Schwert, das hier an meiner Seite hängt und durchbohrtest mir die Brust? oder warum erhobest Du nicht einen Stein, mir den Schädel zu zerschmettern? Ha, dann wäre ich nicht mehr erwacht, dann hätte ich — wehe mir! — das Licht des Tages nicht mehr geschaut! Aber — Ihr habt mir diesen Tod nicht gegönnt, — Ihr habt mich leben lassen, — um mich den Henkern zu überliefern!“ —

Da erhob Midias seine Stimme laut und sprach, indem er seine Hände zur Betheuerung hoch emporhob: „Bei der Seligkeit, auf die meine Seele hofft, Du irrest Dich in uns. Wisse es, Der hat Dich leben lassen, den Du in uns verfolgtest, der Herr und Heiland, der die Religion der Liebe und Versöhnung gestiftet hat! O öffne ihm, dem treuen Hirten, heut noch Dein Herz, dem Erbarmenden, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist!“ Dabei hielt er das Crucifix empor.

Nero fuhr mit der Hand heftig an die Stirn und sprach dumpf vor sich hin: „Das sollte die Religion sein, die ich so glühend verfolgt habe?“ — Gleich darauf aber

rief er mit gellender schauerlicher Stimme: „Nein, nein, ich bin verloren, ich bin nicht mehr zu retten! Meine Götter haben mich verlassen und ich fluche ihnen; vor Eurem Gotte aber muß ich versinken in Staub.“ Und noch ehe Midias Zeit gewann, dem Verzweifelnden Balsam aus dem Quell der Lehre des Heilandes zu reichen, hatte er sich den Dolch, den er bei sich trug, in die Brust gestoßen. Wenige Augenblicke darnach gab er seinen Geist auf.

Midias rief: „Mein Heiland, mein Heiland, so fallen deine Feinde! Wie Nero, der sich einen Gott nannte, jetzt im Staube vor dir liegt, so wird der Geist der Welt vor deiner Herrlichkeit einst versinken!“ —

Da trat hinter dem nahen Fels plötzlich ein Mann hervor, dessen Rüstung in der Morgensonne glänzte. „Dion, mein Bruder!“ rief Acte und eilte ihm entgegen.

„O mein Sohn,“ rief Midias dem staunenden Jünglinge entgegen, „tritt her und siehe, wie der Herr des Himmels und der Erde den Sünder bestrafte, ohne daß er Deiner Hand dazu bedurfte!“ —

Und viel des Volkes, Kriegsleute und Bürger der Stadt, die alle dem Nero nachgeeilt waren und die Gegend durchsucht hatten, sammelten sich vor der Höhle.

Midias aber predigte gewaltig, denn die Kraft Gottes war über ihn gekommen, und Vieler Herzen wandten sich in dieser Stunde dem Christenthume zu.

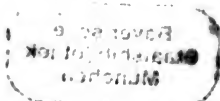
Das Volk nahm den Leichnam des Kaisers und trug ihn nach Rom. An demselben Tage machte sich Midias mit Acte und Dion, dessen Seele sich ebenfalls dem Heilande zugewandt hatte, auf den Weg nach der Heimath, die sie nach einer beschwerlichen Reise endlich wohl-

behalten erreichten. Mit Freude und Wehmuth betraten sie den geheiligten Boden, der die Asche ihrer Lieben in sich barg. Stumm waren die Gräber, aber die Blumen, die auf denselben blüheten, schienen ihnen wie Stimmen aus den seligen Höhen zuzuflüstern:

„Aus dem Tode erblüht das Leben.“



Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.



Ferner:

Aus der Zeit und aus dem Leben.
Eine Erzählung allen Volksfreunden gewidmet von **Ferdinand Schmidt.** (Berlin, M. Simion.) Preis: 12 Sgr.

Dieses Buch ist eine Dorfgeschichte, die in ihrem Hintergrunde ebenfalls die ernstesten Fragen des Lebens (Liebe, Ehe, Volksbildung, Religion) behandelt und im höchsten Grade die Aufmerksamkeit aller Volksfreunde verdient.

In demselben Verlag ist ferner erschienen die rühmlichst bekannte

Jugend-Bibliothek
von
Gustav Nieritz.

Jahrgang 1840 (3 Bändchen, Preis: 1 Thlr.)
Jahrgang 1841 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1842 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1843 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1844 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1845 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1846 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1847 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1848 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1849 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)
Jahrgang 1850 (6 Bändchen, Preis: 2 Thlr.)

Die Subscribenten erhalten als Subscriptions-Prämie ein Weihnachtsbuch mit Bildern gratis.

Von dieser Jugend-Bibliothek, welche die neuesten Volks- und Jugend-Erzählungen des hochgefeierten Nieritz bringt, erscheint alle 2 Monat 1 Bändchen.

Auch ist davon eine neue Ausgabe in einzelnen Bändchen à 10 Sgr. mit Zeichnungen von Th. Hosemann erschienen, welche ebenfalls regelmäßig fortgesetzt wird.

Allgemeine Deutsche Volks-Bibliothek.

Fünfter Jahrgang.

Erster Band.

Der Dorfgelehrte.

Eine Erzählung für das Volk.

Von

A. L. Lua.

Berlin.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

1852.

